Hattingen, den 31. Oktober 1907.

14. Jahrgang. — Nr. 44.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Die Erhöhung des Reichsbankdiskonts auf 6½ und des Lombardzinsfußes auf 7½ Prozent, die der deutschen Geschäftswelt eine drückende Last auferlegt, ist in der Hauptsache eine Folge der Bankkrisen in Amerika. Dorthin möchte man unser gutes Geld ziehen, und um das zu verhindern oder doch zu erschweren, mußte das Reichsbankdirektorium zu dem einschneidenden Mittel der Zinserhöhung greifen. Als um die Oktober-Mitte der versammelte Zentralausschuß der Reichsbank von einer Diskonterhöhung absah, atmete die Geschäftswelt in der Erwartung auf, daß es bei dem an sich gerade genug hohen Diskont von 5½ Prozent bis auf weiteres bleiben werde. Ganz unerwartet traten die Krisen in Amerika ein, die die dortige Finanzwelt veranlaßten, so viel wie möglich Geld von Europa an sich zu ziehen. Zum Nachteil der europäischen Märkte ist dies den Amerikanern zu einem großen Teile geglückt. Es sind schon verschiedene Millionen Gold aus Deutschland nach Holland und Amerika abgegangen. Aus Gründen der Vorsicht, so erklärte Reichsbankdirektor Dr. Koch, war also ein Schutz für unsern Geldbestand geboten. Auch die inneren Verhältnisse haben sich, wenn sie auch vielleicht sonst keine Veranlassung zu einer Diskonterhöhung gaben, doch nicht so erheblich gebessert, und der Status der Bank bleibt hinter dem Vorjahr zurück.

An anderer Stelle berichten wir etwas ausführlicher über den Prozeß, den ein Neffe des Generalfeldmarschalls Moltke, General Kuno Moltke gegen den Berliner Schriftsteller Harden angestrengt hatte und der vier Tage lang vor dem Berliner Schöffengericht verhandelt wurde. Harden hatte in seinem Blatte „Zukunft" vor längerer Zeit eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, die in versteckter Form gegen den General Moltke und seine Freunde Fürst Eulenburg, Graf Hohenau, Graf Lynar u. a. gerichtet waren und worin gegen diese Leute, den Vertrauten des Kaisers, der Vorwurf erhoben wurde, daß sie abnorm veranlagt seien und im geschlechtlichen Verkehr lieber mit Männern, als mit Frauen zu tun hätten. Die Folge davon war, daß die ganzen Herrschaften, soweit sie noch im Staatsdienst waren, entlassen und vom Hofe verbannt wurden. Moltke hatte daraufhin gegen Harden wegen Beleidigung geklagt. Das Gericht nahm aber als erwiesen an, daß die Vorwürfe Hardens auf Wahrheit beruhten und sprach Harden frei.

Eine Abschließung des russisch-französischen Bündnisses bezweckt Londoner Blättern zufolge der Besuch des russischen Ministers des Auswärtigen Iswolski und des Chefs des russischen Generalstabs Palitzin in Paris. Es soll russischerseits eine Abänderung der zwischen den beiden Verbündeten geschlossenen Militärkonvention angestrebt werden, wonach Rußland bisher gehalten war, eine bestimmte Truppenzahl und eine bestimmte Menge Kriegsmaterial in den westlichen Provinzen zu unterhalten. Während des japanischen Krieges und der diesen folgenden inneren Wirren war Rußland ohnehin außer Stande den Bestimmungen der nannten Konvention zu entsprechen. Bei der zwischen Rußland und Deutschland bestehenden Freundschaft hat Frankreich von der Vernachlässigung jener Bestimmung keinen Nachteil erlitten und solchen auch in Zukunft nicht zu befürchten. Daher will Rußland die Militärkonvention gern ganz aufheben, und zur Erreichung dieses Zieles weilen die beiden eingangs genannten Vertreter Rußlands in Paris.

Die Revolutionäre in Rußland beabsichtigen eine regierungsfreundliche Duma, und eine solche scheint aus den Wahlen hervorzugehen, mit einer Reihe von Attentaten zu begrüßen. Den Anfang machte das Attentat gegen den Chef der Gefängnisverwaltung des Staates, Wirklichen Staatsrat Malimowski in Petersburg. Eine unbekannte Frau feuerte in seinem Arbeitszimmer 7 Revolverschüsse auf ihn ab, die ihn so schwer verwundeten, daß er bald darauf evrstarb. Die Frau, die jung und elegant gekleidet war, wurde verhaftet. Sie trug unter ihren Kleidern, auf der Brust und sogar unter den Armen kleine Bomben in so großer Zahl, daß sie noch ein Dutzend Personen hätte töten können. Es bestand auch der Plan, die ganze politische Polizei in die Luft zu sprengen. Vor dem Gebäude warteten die Helfershelfer der Attentäterin. Diese selbst wurde schon in der darauffolgenden Nacht von dem Kriegsgericht zum Tode verurteil und gleich darauf durch den Strang hingerichtet.

König Alfons von Spanien, der vor Jahr und Tag, als er noch nicht den Ehereifen am Finger trug, mit und ohne „Papa" Loubet sich in Paris amusierte, hat dort auch auf seiner Reise zu den Verwandten in England einige Tage Station gemacht. Frau Ena aber, die Königin, begleitet ihren jugendlichen Gemahl, für dessen feuriges spanisches Blut ihr die Verlockungen der Seine-Stadt doch zu gefährlich erschienen. Und so kam es denn, daß Jung-Alfons tatsächlich viel mit dem weißbärtigen Präsidenten Fallieres verkehrte und mit ihm bei einem Diner im Elisee, der Amtswohnung des jeweiligen Präsidenten der Republik, sehr herzlich gehaltene Trinksprüche austauschte. Es ist auch sicherlich gut, wenn die französisch-spanischen Beziehungen jetzt mit rechter Sorgfalt gepflegt werden, da die gemeinsame Aktion beider Mächte in Spanien zu Reibungen mehr als reichlich Anlaß bietet.

In Marokko selbst herrscht anscheinend Ruhe. Das hat mit seinem Klange das französische Gold getan. Wie mit Frankreich hält der Sultan Abdul Aziz aber auch mit Spanien gute Freundschaft. Er ist bereit vom Könige Alfons Orden und Geschenke entgegenzunehmen, ja er würde auch eine größere Summe Geldes akzeptieren, wenn König Alfons gegenwärtig nicht verreist wäre.

Das Erdbeben in Kalabrien.

Hiobsposten über Hiobsposten kommen aus Kalabrien in Italien, das wie vor zwei Jahren von einem Erdbeben heimgesucht worden ist. Amtlich werden 25 Unglücksorte aufgezählt, man fürchtet aber, daß die Zahl größer ist. Ueberall wird über unzureichenden Hilfsdienst geklagt. Es scheint sich der Vorgang von 1905 zu wiederholen, daß die Bevölkerung keine Hand rührt und alles den Soldaten überläßt. Die Zustände in dem völlig zerstörten Ferruzano sind trostlos. Die Größe des dortigen Unglücks erklärt sich daraus, daß die Einwohner im Augenblick des Erdbebens schliefen. Beinahe ebenso schwer geschädigt sind Brancaleone und St. Ilario, diese wie Ferruzano Orte von je etwa 3000 Bewohnern. Die Orte, sind auf Hügelspitzen gelegen und nur mit schlechten, schwierigen Zugangsstraßen ausgestattet. Die Straßen sind entweder durch das Erdbeben zerstört worden oder Wolkenbrüche haben sie in wild dahinbrausende Gießbäche verwandelt. Unter diesen Umständen ist die Hilfeleistung schwer, für die der König von Italien 100 000 und der Papst 50 000 Lire gespendet haben. Ein Panzerschiff überbrachte Holz zum Barackenbau und Desinfektionsmittel. Das Werk der Zerstörung in Feeruzano wurde durch einen Bergsturz vollendet. Eine Familie wurde von einer Erdspalte verschlungen. Einem Säugling diente der Leichnam der Mutter als Schutz. Ein lebend Geretteter wurde wahnsinnig. Viele Verwundete starben aus Mangel an Hilfe.

Die fünffache Anzahl Helfer wäre notwendig gewesen, um noch viele der Verschütteten zu retten. Die Geretteten sind zumteil grauenvoll verstümmelt, einigen mußten Beine und Arme abgenommen werden. Die sämtlichen Dörfer des Gebietes, in denen das Erdbeben am stärksten gewütet hat, gleichen Trümmerhaufen. In Brancaleone, das zur vier Fünfteln verschüttet ist, sind hunderte von Menschen unterm Schutt begraben. Die infolge der Wolkenbrüche eingetretenen Verkehrshindernisse verzögern das Rettungswerk. Ein genauer Ueberblick über die Zahl der Opfer und des angerichteten Materialschadens hat sich daher auch noch immer nicht gewinnen lassen. Täglich erfolgen noch neue Einstürze und kleinere Erdstöße.

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Fortsetzung.)

„Jawohl," sagte Crawford etwas ungeduldig. Die Antwort des jungen Mannes schien ihn zu enttäuschen. „Aber Sie sind ja selbst so etwas wie ein Detektiv. In Southampton, am Tage vor der Abreise, kam die Französin als Nonne gekleidet an Bord. Welchen Zweck, glauben Sie wohl, verfolgte sie mit diesem Besuch?"

„Was sie beabsichtigte, kann ich Ihnen nicht sagen," erwiderte Wolters. „Wohl aber, was sie tat. Sie versuchte ein Kistchen unter dem Sessel zu verstecken, auf dem sie während der Unterredung mit der Tante der gnädigen Frau gesessen hat, und nahm es wieder fort, als sie sich von mir beobachtet sah."

Crawford verfärbte sich ein wenig.

„Es muß eine Höllenmaschine gewesen sein," sagte er hastig.

Wolters nickte.

„Jawohl — das glaube ich auch. Aber es war nicht nötig, sich deshalb Sorgen zu machen. Denn sie mußte das Ding ja wieder mitnehmen."

Crawford streckte ihm die Hand entgegen.

„Sie sind Gold wert, Mann! — Sie haben das Schiff gerettet und uns alle damit zu Ihren Schuldnern gemacht."

Wolters strahlte über das ganze Gesicht. So viel Lob wie an diesem Tage war ihm in seinem Leben, das an freudigen Ereignissen nicht gerade überreich war, noch nicht gespendet worden; er hatte wohl Ursache, mit dem Verlauf seines ersten Versuches als Detektiv zufrieden zu sein.

Der Kapitän hatte ihm die Hand geschüttelt und sagte nun freundlich:

„Wenn Sie jetzt die Zofe rufen wollten — ich werde mir das Mädchen ordentlich vornehmen."

Wenige Minuten später stand Marie vor ihm. Sie hatte die dünnen Lippen zusammengekniffen, daß ihr Mund nur noch wie eine schmale Linie sichtbar war.

Mit einem scheuen Blick hatte sie beim Eintreten den Engländer betrachtet. Dann aber, da sie das finstere und strenge Gesicht des Mannes gewahrte, warf sie trotzig den Kopf zurück und blickte ihn in offenem Hohn gerade in die Augen.

Die ersten Worte schon, die sie zu hören bekam, ließen sie nicht darüber im Zweifel, daß man alles wußte. James Crawford sagte:

„Wissen Sie auch, daß Sie mehrjährigem Kerker, ja vielleicht dem Tode verfallen sind? Sie haben mit Leuten gemeinschaftliche Sache gemacht, die die Absicht hatten, mich zu ermorden."

Das Mädchen war offenbar erstaunt.

„Sie zu ermorden? — Ah, Sie scherzen!"

„Nein, ich scherze nicht. Frau Burkhardt, ich, überhaupt alle an Bord sollten ermordet werden. Und Sie haben die Hand dazu geboten. Das wird Ihnen zu näherer Bekanntschaft mit den Gerichten verhelfen."

Nun zeigte das Gesicht des Mädchens wieder keinen anderen Ausdruck als Trotz. Sie glaubte, daß man sie auf diese Weise überrumpeln und zu einem Geständnis veranlassen wollte. So antwortete sie denn:

„Ja, glücklicherweise gibt es noch Gesetze und Richter, daß man nicht unbestraft beleidigt werden darf. Sie werden es schon noch erfahren, was es heißt, einen Menschen den Helfer von Mördern zu schimpfen."

Diese grenzenlose Unverfrorenheit brachte den Engländer jedoch in Wut. Er trat einen Schritt näher auf die erschrocken zurückweichende Marie zu und herrschte sie an:

„Nehmen Sie sich in acht, Dirne, die Frechheit nicht zu weit zu treiben! Es ist bewiesen, daß Sie mit einer Person in Verbindung stehen, die als Nonne verkleidet an Bord kam, um eine Höllenmaschine anzubringen. Es ist ihr nicht gelungen, dank der Wachsamkeit eines tüchtigen jungen Menschen. Sonst hätte es uns allen das Leben gekostet. — Sie mit einbegriffen!"

Die Wirkung dieser Worte auf das Mädchen war eine ganz erstaunliche, so daß selbst Crawford frappiert war. Sie wurde leichenblaß und klammerte sich an die Türpfosten, um nicht zu fallen. Ihre Augen waren vor Entsetzen weit geöffnet; der Kapitän sagte sich, daß eine Person dieses Schlages nicht durch eine überstandene Gefahr noch nachträglich so in Schrecken versetzt werden konnte — ob es die Furcht vor der angedrohten Anzeige war, die sie nun überwältigte?

In demselben barschen Ton, den er von vornherein angeschlagen hatte, fuhr er fort:

„Sie haben es in der Hand, der Strafe zu entgehen, die Sie zehnfach verdient haben. Frau Burkhardt will Gnade walten lassen, wenn Sie sich verpflichten, Schweigen über alles zu bewahren, was Sie während Ihrer Dienstzeit hier und in Berlin gesehen und gehört haben. Es liegt das ja auch in Ihrem eigenen Interesse. Wollen Sie also Schweigen geloben?"

„Ja," kam es als Antwort leise und kaum verständlich zurück. Die Szene begann Crawford widerwärtig zu werden.

Er sagte daher nur kurz:

„Dann scheren Sie sich hinaus. Und kommen Sie gefälligst der gnädigen Frau nicht noch einmal unter die Augen."

Aber das Mädchen ging nicht. Sie schien überhaupt die Fähigkeit verloren zu haben, sich zu bewegen; nur ihre Augen irrten wie in Verzweiflung hin und her.

„Ich kann noch nicht gehen, Herr," sagte sie schließlich heiser. „Ich — ich muß Ihnen noch etwas mitteilen. Sind Sie ganz sicher, daß — daß sie die Jacht in die Luft sprengen wollten?"

Jetzt wurde der Kapitän sehr aufmerksam. Was verbarg sich hinter diesem Benehmen? Es war ja die hellste Todesangst, die der Person aus den Augen sah. Drohte etwa noch eine neue Gefahr?

„Sicher! Wenn ich es gesagt habe, so ist es auch so," erwiderte er kurz und ließ kein Auge von dem Gesicht des Mädchens.

„Dann — dann müssen wir alle das Schiff sogleich verlassen," stöhnte Marie. „Sie haben sicherlich noch eine andere Höllenmaschine angebracht; der eine von ihnen war am Abend des Tages, an dem die Nonne an Bord kam, bei dem Schiffe."

Crawford hatte Mühe, seine Bestürzung zu verbergen. Aber er sah ein, daß jetzt alles darauf ankam, daß das Mädchen sprach, und er beherrschte sich deshalb.

Der Ton, in dem er sie anredete, war ruhig, beinahe freundlich.

„Sagen Sie mir, was Sie gesehen haben," meinte er. „Aber ausführlich, und vergessen Sie nichts."

Es war nicht mehr nötig, das Mädchen zum Reden zu treiben. Sie zitterte ja für ihr Leben und hätte in diesem Augenblick unbedenklich viel schlimmere Dinge eingestanden, als es ihre Bundesgenossenschaft mit den Amerikanern war.

Sie berichtete in sich überstürzenden Worten, so daß der Kapitän Mühe hatte, ihr zu folgen, wie sie am Nachmittage jenes Tages, etwa zwischen vier und halb fünf Uhr, sich auf Deck aufgehalten habe, um die Ankunft ihrer Herrin zu erwarten. Da habe sie plötzlich bemerkt, wie sich ein Boot, das nur von einem Manne gerudert wurde, langsam und vorsichtig der Jacht näherte. Sie selbst habe von dem Ruderer nicht

Das Interview mit dem „Sultan des Süden".

Der Korrespondent des Matin, Christian Houel, hat ein längeres Interview mit Mulay Hafid, dem Gegensultan von Marokko, gehabt, über das er in einem ausführlichen Telegramm aus Marakesch berichtet. Endlich konnte ich eindringen in die geheimnisvollen Schatten des Dar el makhzen, so schreibt er. Um neun Uhr schritt ich durch die Pforte Babrial, und nachdem ich zwei Höfe und zwei lange Gänge durchschritten hatte, kam ich mit meinem Dolmetscher in den Saal, der direkt zu dem Gemache des Sultans führt. Eine Frau hieß uns eintreten; es war die Amme des Sultans, eine gutmütig dreinschauende Negerin mit ruhigen und freundlichen Augen, die ihren Herrn niemals verläßt und mit mütterlicher Zärtlichkeit über ihn wacht. Ich bin geblendet von dem Licht, in das ich aus dem dämmrigen Dunkel trete, und ich erkenne endlich wie einen weißen Fleck auf grünem Hintergrund, unbeweglich auf Kissen ruhend, einen einzigen Mann, der uns schweigend mit einer freundlichen Geste seiner feingeformten Hand begrüßt. Es ist Mulai Hafid. Mit wohllautender, tiefer Stimme heißt er mich willkommen und ich darf ihm mein Anliegen vortragen, in dem ich um eine Auskunft über seine Pläne und Ziele bitte. Bevor er antwortet, wirft Mulai Hafid einen Blick rings um im Saal. Die Wächter, die mit eingetreten waren, verschwinden einer nach dem andern wie forthuschende Schatten. Dann beginnt er: „Die Frage, die sich jetzt erhebt, ist nicht eine Frage der äußeren, sondern eine der inneren Politik. Unser Vorgehen ist kein Zeichen der Feindseligkeit gegen Europa; es ist nur gerichtet gegen eine Politik, die unser Land in Anarchie gestürzt hat und dem Untergange entgegengehen läßt. Wir sind wie eine große Familie, deren Interessen, der Verantwortung eines ihrer Mitglieder übergeben, anstatt glücklich zu gedeihen, nur schlecht gewahrt worden sind. Die große Familie hat nun beschlossen, ihrem Bruder die Leitung ihrer Angelegenheiten zu entziehen. Sie hat zu ihm gesagt: „Wir haben Dich gewähren lassen, wenn Du uns befragt hast, wir haben Dir mit all unseren Kräften geholfen, aber unsere Lage ist durch Dich nur gefährdet worden. Tritt nun zurück. Wir wollen nun einen anderen als Dich damit beauftragen, unser Haus wieder instandzusetzen, unsere Schulden zu bezahlen, unser Erbe so wieder herzustellen, wie es uns unser Vater hinterlassen hat". Sind wir deswegen Revolutionäre und Aufwühler? Ist es nicht einer Nation erlaubt, dasselbe zu tun wie einer Familie? Habt Ihr Franzosen nicht selbst Eure Könige gestürzt? Setzt Ihr nicht noch heute Eure Minister ab? Habt Ihr nicht selbst die Meinung von Mulai Abdul Aziz, daß er unfähig und machtlos sei? Ja, ohnmächtig ist er, weil er niemals seine Herrschaft über seine Untertanen hat geltend machen können, weil er in Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit die Stämme hat fallen lassen, die bis dahin dem Thron unserer Väter ergeben waren. In seiner Hauptstadt selbst hat er die Ermordung von Fremden nicht verhindern können, die seine Gäste waren. Diese Morde haben sich wiederholt. Die Sicherheit des Landes ist völlig untergraben und der Handel plötzlich gehemmt worden. Ohnmächtig ist er noch mehr deswegen, weil er sich von dem Prätendenten Bu Hamara hat schlagen lassen, weil er Raisulis nicht hat Herr werden können. Unfähig ist er, weil er hat Anleihen machen müssen und seine Kräfte in unnützen Anstrengungen vergeudet hat." In dem schwungvollen Fluß seiner schön klingenden Sprache macht der Sultan hier die erste Pause und ich fragte ihn, ob er denn nicht als „Sultan des Heiligen Krieges" erwählt worden sei, um gegen uns zu kämpfen. „Ja," antwortete er, „ich habe den Titel des Sultans des „Heiligen Krieges" empfangen; aber meine Feinde haben aus Unwissenheit oder Böswilligkeit den Sinn dieses Wortes entstellt. Der „Heilige Krieg" bedeutet nicht notwendig Krieg gegen die Christen. Vielmehr ist damit jeder Krieg gemeint, der gegen unsere Feinde gerichtet ist, wenn die Zukunft unseres Volkes dabei auf dem Spiele steht. Als einst der Führer der Almohaden die Dynastie der Almoraviden stürzte, da erklärte man den Heiligen Krieg. Ich erkläre ihn gegen Abdul Aziz, weil er den Untergang unseres Landes herbeiführt und es nach und nach den Fremden ausliefert. Meine freundlichen Gefühle gegen Frankreich sind übrigens bekannt. Ich weiß auch, welches die gerechten Anforderungen sind. Ich weiß, wozu mich die Konferenz von Algeciras verpflichtet, und obwohl mein Bruder sich in dieser Angelegenheit hat Bedingungen diktieren lassen, ohne sie zu untersuchen, werde ich sie respektieren. Erwägen Sie, in welcher Lage ich mich Abdul Aziz gegenüber befinde. Er hat, um sich halten zu können, noch eine Anleihe machen müssen und sich noch mehr in Schulden gestürzt. Mir genügen meine eigenen Mittel. Ich habe noch nicht einmal die Steuer gebraucht, die ich von den Stämmen erhoben habe. Ich werde mit meinen eigenen Kräften kämpfen; Gott wird meinem Arm Hilfe verleihen, um die Sicherheit in Marokko wieder herzustellen mit der Unterstützung Europas, von der mein Land abhängig ist, und um die notwendigen Reformen durchzuführen. Wenn Frankreich die Sicherheit und das Glück Marokkos, seines Nachbars, will, so muß es neutral bleiben im Kampfe gegen meinen Bruder; leiht es meinem Bruder, dessen Ohnmacht und Unfähigkeit es kennt, seine Unterstützung, so wird es die Anarchie und Unsicherheit in Marokko nur fortdauern lassen. Aber ich kann nicht glauben, daß dies Frankreichs Absicht sei, und darum habe ich Zutrauen. Gott ist mit mir." Wann werden Sie zu dem Zusammentreffen mit Ihrem Bruder ausmarschieren?" „Eigentlich müßte mein Bruder, da er mich als Empörer betrachtet, eine Begegnung mit mir suchen. Aber da er sich in Rabat eingeschlossen hat, so werde ich gegen ihn ziehen, sobald ich den friedlichen

Amerikanische Detektivs als Photographen.



Amerika hat dem alten Kontinent in Bezug auf raffinierte Schwindelmanöver den Rang abzulaufen, sich seit Jahren mit wachsendem Erfolge bemüht. Speziell sind Beschwindelungen amerikanischer Versicherungsgesellschaften ein lockendes Ziel, dem ganze Verbrecherkategorien mit mehr oder minder großem Geschick zu streben. Die Gesellschaften haben sich demgegenüber zu Abwehrmaßregeln entschließen müssen und ein ganzes Heer von Detektivs auf die Beine gebracht. In erster Linie haben die Lebensversicherungsgesellschaften unter Schwindeleien zu leiden, da sie stets mit großen Beträgen in Gefahr geraten. In zweiter Linie erst, dafür aber desto öfter, müssen die Gesellschaften daran glauben, die sich mit der Unfallversicherung resp. der Invaliditätsversicherung zu befassen haben. Man kann es garnicht verstehen, in wie geradezu genialer Weise Leute aller Art auf die Idee kommen, sich auf Kosten der Gesellschaften Zuschüsse und Renten zu sichern. Ganze Banden tun sich z. B. zur Herbeiführung von Straßenbahnunfällen oder Eisenbahnkatastrophen zusammen, um dabei unerhebliche Verletzungen davonzutragen und schwere Schädigungen zu simulieren. Besonders beliebt sind hier Lähmungen, die sich ärztlich schwer konstatieren lassen. Außerdem giebt es genügend Aerzte in den Vereinigten Staaten, die für Geld alles Mögliche bescheinigen und beglaubigen. Solche Leute des Schwindels zu überführen hielt bislang schwer. Nun hat man indessen die Photographie zu Hilfe genommen und geradezu verblüffende Erfolge erzielt, wie sie unser Bild in den verschiedensten Situationen darstellt. Ein Mann mit einer angeblichen Rückenlähmung wird beim Tragen von Möbeln ertappt, ein „arbeitsunfähig gewordener" Farmer beim Aufladen schwerer Heubündel. Ein „schwerverletzter" Arbeiter wird beim Transport schwerer Kisten aufgenommen. Ein Maurer, der wegen Armbruchs völlig arbeitsunfähig sein wollte, stellt sich der Kamera in voller Arbeit auf einem Neubau, und einem Kollegen von ihm, der ebenso schwindeln wollte, ergeht es nicht anders, nur mit dem Unterschied, daß er von hinten aufgenommen wurde.

...gen werden können, da es bereits fast ganz dunkel war und sie im Schatten stand. Als einen Augenblick der Schein der Lichter des Schiffes auf das Gesicht des Mannes im Kahn gefallen war, hatte sie in ihm John Fermor, einen der Amerikaner, erkannt. Der Nachen war dann unter dem Stern des Schiffes verschwunden.

Sie hatte zuerst geglaubt, Fermor wolle an Bord kommen, und deshalb dort auf ihn gewartet, wo sie gerade stand. Nach zehn Minuten etwa sei jedoch das Boot wieder davongefahren, nach dem Landungsplatze zu.

Kapitän Crawford wußte genug. So schnell ihn seine Füße tragen wollten, stürzte er hinaus und die Kommandobrücke hinauf.

Scharf und klar klang seine Stimme, als er die nötigen Befehle gab. Die Maschine stoppte; einige hundert Meter noch schoß das Schiff vorwärts — das Kommando „Rückwärts!" ertönte — dann begann der Gegendruck zu wirken, und endlich schaukelte sich die Jacht ruhig auf der fast ganz unbewegten Wasserfläche.

Ein Boot wurde zu Wasser gelassen, und der Kapitän ließ sich, ohne der bestürzt herbeigeeilten Hertha seine seltsamen Handlungen zu erklären, unter den Stern des Schiffes rudern. Langsam und jeden Zentimeter der Bordwand prüfend schob er dort mit den Händen das Boot weiter; und bald hatte er gefunden, was er suchte.

„Einen Hammer und ein Beil!" rief er den Leuten zu, die vom Schiffe aus seinem Beginnen zuschauten. Mit Hilfe der Instrumente brachte er dann aus der Schiffswand eine Kiste zum Vorschein, aus der es wie das Ticken einer Uhr ertönte.

Die Zuschauer schüttelten erstaunt die Köpfe, als er das Ding in weitem Bogen ins Meer schleuderte. Und der Mann, der beauftragt wurde, die entstandene Lücke mit einem Brett wieder zuzunageln, bemerkte verwundert, daß es da unten etwas nach Pulver röche.

34. Kapitel.

Als Wolfgang Burkhardt am frühen Morgen das Hotel verließ, war er froh, daß ihm die Täuschung des Detektivs gelungen war. Er hatte es absichtlich vermieden, ihn noch einmal zu sehen; er konnte sich leicht genug verraten, und es war so gut wie sicher, daß ihn der andere dann nicht aus den Augen ließ.

Er schlenderte zunächst ziellos in die Stadt hinein. Absichtlich wählte er hierfür die belebtesten Straßen, wo er weniger seinen Gedanken nachhängen konnte. Als ihn schließlich der Hunger überwältigte — er hatte ja seit dem Mittag des gestrigen Tages nichts mehr gegessen — ging er in eine ganz gewöhnliche Kneipe, in der sonst nur Arbeiter zu verkehren pflegten. Das war zu der Zeit, als Bernardi Kulicke nach ihm schickte.

Die Leute im Restaurant betrachteten den elegant gekleideten Herrn mit sehr verwunderten Blicken. Er zog unwillkürlich einen Vergleich zwischen seinem gegenwärtigen Aufenthalt und der Jacht „Albion". Der Kontrast war zu groß, als daß er nicht ein wenig darüber hätte lächeln sollen.

Was machte das alles aber schließlich für einen Mann, der keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben hatte? — Ob er jetzt in einem Schlosse oder einer Spelunke saß — im Grunde war es ganz das gleiche und seine Lage damit um nichts gebessert oder verschlechtert.

Eines war jedoch klar, er konnte nicht den ganzen Tag hier zubringen. Ebenso wenig durfte er daran denken, vom Morgen bis zum Abend in den Straßen von Exmouth herumzulaufen. Es war jetzt die tote Jahreszeit; in der Kleinstadt drehte sich jeder nach einem fremden Spaziergänger um, und er würde unbedingt auffallen. Das mußte er jedoch vermeiden; er glaubte schon dadurch den Amerikanern ihre gräßliche Arbeit zu erschweren.

Er betrachtete es als seine Aufgabe, bis aufs Tipfelchen dem Versprechen, das er Bertha Ravenaud gegeben, nachzukommen. Und nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, wie unsinnig das alles war — daß kein Mensch, sei er auch in den strengsten Ehrbegriffen erzogen, ihm verübeln konnte, wenn er ein derartiges Versprechen als nicht gegeben ansah.

Wo aber sollte er den Tag zubringen?

Da kam ihm endlich ein Gedanke. Er würde nach dem verabredeten Platze fahren, sich die Gegend ansehen, wo er in dieser Nacht sterben sollte, und dann in einem beliebigen Wirtshaus dort draußen die Zeit erwarten, bis er zu dem Rendezvous gehen mußte.

Er hatte wohl die Namen und Richtungen ungefähr in der Erinnerung, die ihm die Französin auf der Karte gezeigt. Aber es war besser, sich genauer zu informieren. Er klopfte deshalb an sein Glas und rief damit die Kellnerin herbei, die ihn übrigens während des ganzen Mahles angestarrt hatte. Ein solcher Gast gehörte wohl nicht gerade zu den häufigen Erscheinungen.

Er bezahlte seine Zeche und fragte dann wie beiläufig:

„Ich möchte einen kleinen Spaziergang machen. Es gibt hier in der Nähe einen Ort, West Down Beacon oder so ähnlich — bei dem Orte Littleham, nicht wahr?"

„Ja, die Klippen da unten heißen so. Sie müssen bis Littleham mit der Bahn fahren, dann geht die Salterton-Straße bis an das Meer. Sie können es gar nicht verfehlen, es ist immer ein gerader Weg. Auf der Hälfte der Strecke kommen Sie an einem Hotel vorbei, das „Half-way House" (Halb-Weg-Haus) genannt; ein Stückchen von dort sehen Sie schon den Flaggenmast, der bei West Down Beacon auf den Klippen angebracht ist."

Wolfgang bedankte sich und ging. Der Bahnhof war bald erreicht, und es traf sich glücklich, daß er nicht lange auf den Zug warten mußte.

In Littleham stieg er aus und fand unschwer die Salterton-Straße. Es war ein wundervoller Wintertag. Die Luft hier draußen war rein und würzig, das Wandern wäre unter anderen Verhältnissen, als die seinen es waren, ein Genuß gewesen.

Als er an dem Hotel vorübergekommen war und den Flaggenmast erblickte, bog er vom Wege ab und ging bis zur Küste.

Steil fielen die Klippen zum Meere ab. Unten donnerten die Wogen in wuchtigem Anprall gegen die Felsen, als wollten sie die Erde in ihren Grundfesten erschüttern. An einer Stelle nur fiel das Ufer weniger steil ab und bildete unten eine Art schmalen Strandes.

Wolfgang dachte, ob man da wohl hinunter kommen könnte. Und bei dem geringen Wert, den das Leben noch für ihn hatte, machte es ihm Freude, etwas Gefährliches zu unternehmen.

Langsam und vorsichtig begann er an dem Abhang hinunter zu klettern. Ein paar mal kam er ins Rutschen; aber immer wieder fand er einen Halt, und unversehrt kam er schließlich unten an.

Als er den Weg, den er zurückgelegt, betrachtete, wollte ihm der Gedanke an den Aufstieg doch einiges Unbehagen machen. Doch er überwand das schnell, und lächelnd dachte er, als er auf die Wasserfläche hinausblickte:

„Den Seeweg nehmen meine guten Freunde aus Amerika sicherlich nicht."

Er ging das Stückchen Land ab, das die See hier unten frei gelassen hatte, und ließ sich das Wasser bis an die Füße kommen. Dann kletterte er an der bequemsten Stelle wieder empor.

Er war doch froh, als er die Höhe sicher wieder erreicht hatte. Nun ging er langsam am Rande der Klippen entlang, auf die Meeresfläche hinaussehend in der sehnsüchtigen und doch so törichten Erwartung, irgendwo die „Albion" zu erblicken. Aber kein Segel, kein Rauchwölkchen war zu sehen.

Und in dieser unendlichen Einsamkeit, dieser Stille, die doch tausend Sprachen redete — während das Meer zu seinen Füßen brandete und tobte, ein kalter Wind ihn erschauern ließ und seine Glieder im Frost erstarrten, packte ihn die Sehnsucht nach Hertha mit elementarer Gewalt.

Jetzt — gerade jetzt, nachdem er vom Becher des Glücks gekostet, sollte er diesem köstlichen Tranke für immer entsagen! Vor einem halben Jahre noch, da er ein heimatloser Bettler gewesen da sein Leben inhaltlos und vernichtet schien, hätte er es für ein Nichts in die Schanze geschlagen. Nun aber war es ihm wert geworden durch die Liebe zu seinem Weibe — nun wurde ihm das Scheiden von der Welt und ihren Freuden so bitter, bitter schwer!

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, West Down Beacon zu verlassen und wirklich, wie er es Bernardi gesagt, nach London zu fahren. Dann aber richtete er sich energisch auf und biß die Zähne zusammen.

Zustand im Süden des Reiches gesichert habe. In wenigen Tagen marschiere ich von Marakesch ab. Ich werde nach Mogador, nach Safi, nach Mazagan gehen, um mit den Stämmen dort in Berührung zu treten, und ich werde mich mit der Mehalla der Chaujas vereinigen, der sich alle Kontingente der Stämme angeschlossen haben, und die ca. 20—25 000 Mann stark ist." Ich danke dem Sultan für seine Erklärungen. Wir erheben uns und grüßen Mulai Hafid zum Abschied, der mit einer Handgeberde antwortet.

Der Erkundigungsritt des Grafen Zeppelin.

Wir haben wiederholt über die kühnen Luftfahrten des Grafen Zeppelin, über die großen Erfolge, die er in den letzten Wochen mit seinem Luftschiff gehabt hat, berichtet. Hocherfreulich ist es, daß dieser großartige Erfinder auch ein alter Soldat ist, und zwar einer, der schon im Kriege gegen Frankreich ebenfalls ein Meisterstück geleistet hat.

Hören wir jetzt zunächst, was das Generalstabswerk über den Ritt sagt: „Auf der südlichen Front vorwärts der Lauter hatte man vorerst nur Zoll- und Grenzwächter gesehen, und um vom Feinde etwas zu erfahren, unternahm auf Befehl des badischen Divisionsgenerals der württembergische Generalstabsoffizier Hauptmann Graf Zeppelin, begleitet von drei badischen Offizieren und drei Dragonern, am 24. Juli eine Erkundigung von Lauterburg aus. Er fand den Selzbach nur leicht von Kavallerie besetzt und gelangte bis gegen Niederbronn, wo der französische General Berins mit dem 12. Chasseurregiment lag. Bei einer Rast am folgenden Tage im Schirlenhof wurde jedoch die kleine Schar überfallen. Nur Graf Zeppelin gelang es, zu entkommen, Leutnant Winsloe war gefallen, alle übrigen wurden gefangen. Indes ergab sich aus diesem Ritt, daß bis Wörth zurzeit noch keine Massen vereinigt waren."

So lautet schlicht und schmucklos der Bericht im Generalstabswerk. Aber es war eine ernste Sache, und glänzend leuchten der Mut und die Unerschrockenheit des Grafen aus der zeitgenössischen Schilderung hervor.

Während Ende Juli auf beiden Seiten die Truppen und Heere aufmarschierten, herrschte natürlich gegenseitig noch große Unklarheit über die Bewegungen beim Gegner. Von besonderer Wichtigkeit erschien es auf deutscher Seite, festzustellen, ob die Franzosen im nördlichen Elsaß zwischen Vogesen und Rhein größere Truppenmassen zusammenzögen, und wo dies vielleicht schon geschehen sei. Heutzutage würde vielleicht Graf Zeppelin mit seinem Luftschiff über die in Frage stehenden Gebiete wegfahren und so die Bewegungen des Feindes feststellen. Denn gerade auf diesem Gebiete wird das lenkbare Luftschiff im Kriege zweifellos große Erfolge haben, auf dem Gebiete der Erkundigungen, zumal bei Beginn der Bewegungen, während des beiderseitigen Aufmarsches, wenn die gegnerischen Heere noch weit voneinander entfernt sind.

Im Juli 1870 aber bekam der damalige württembergische Hauptmann und Generalstabsoffizier den Befehl, einen Erkundigungsritt zu unternehmen und den Verbleib des Gegners festzustellen. Einige badische Offiziere, darunter Leutnant Winsloe, ein Engländer von Geburt, der aber in badischen Diensten stand, und einige badische Dragoner hatten ihn zu begleiten.

Am frühen Morgen des 24. Juli ritt die kleine Schar wohlgemut von dannen hinein in Feindesland. In Trimbach, das sie bald erreichten, hatten sie einen Zusammenstoß mit französischen Reitern und Gendarmen. Zwei Gefangene wurden gemacht und durch einen Offizier und zwei Dragoner zurückgeschickt. Graf Zeppelin setzte sich auf das Pferd eines verwundeten Reiters, dem es selbst gelungen war, zu entkommen, da des Grafen Pferd durch einen Lanzenstich verwundet worden war. Nach diesem ersten Erfolge zog die tapfere Schar mit frischem Mute weiter vor. Kühn drangen sie tief hinein ins Land bis gegen Niederbronn. Bei Wörth überschritten sie die Sauer, ohne jedoch hier oder sonst wo etwas vom Feinde zu entdecken.

In der Nähe von Niederbronn im Wirtshaus des Weilers Schirlenhof machten sie eine Mittagsrast; zu der sie in ihrer Sorglosigkeit die Pferde in eine Scheuer stellten, statt sie völlig im Freien bereit zu halten; denn in Feindesland mußten sie mit der Möglichkeit eines Ueberfalles rechnen. Dieses Versäumnis und ihre allzu große Sorglosigkeit mußten sie bald büßen. Die in der Nähe liegenden 12. Jäger zu Pferde hatten Kunde von den kühnen Eindringlingen erhalten, umstellten den Hof, in dem die Deutschen rasteten, und drangen in ihn ein. Der ausgestellte Posten schoß einen französischen Unteroffizier nieder. Sein Feuer benachrichtigte die kleine Schar von der Ankunft der Feinde. Sie eilte nun schleunigst zu ihren Pferden, um diese aus der Scheune zu ziehen. Die Franzosen waren aber in bedeutender Uebermacht; ein Entrinnen schien völlig ausgeschlossen. Trotzdem wies Leutnant Winsloe die Aufforderung eines französischen Offiziers, sich zu ergeben, schroff zurück. Ein wohlgezielter Schuß machte seinem jungen Leben ein allzu frühes Ende. Mit ihm fiel der erste deutsche Offizier in diesem Feldzuge. Die beiden anderen Offiziere und sämtliche Dragoner fielen als Gefangene in die Hände der Franzosen. Allein dem kühnen Anführer der Streifschar gelang es, zu entkommen.

Auch in dieser überaus schwierigen, allen übrigen hoffnungslos erscheinenden Lage bewährten sich seine Kaltblütigkeit und sein kühner Mut. Es gelang ihm, das Pferd eines gefallenen französischen Reiters zu fassen, sich hinaufzuschwingen und durch die Reihen der erstaunten Franzosen, die ihren Augen nicht trauten, hindurch davonzujagen. Ehe sie die kühne Tat begreifen konnten, war der Graf schon aus dem Bereich ihrer Kugeln; und einen solchen Reiter einzuholen, das erkannten sie bald, war unmöglich. Keiner der Verfolger erreichte den Grafen, dem es in wilder Jagd gelang, die deutsche Vorpostenlinie wieder zu gewinnen. Seine Aufgabe hatte der kühne Reiter vollständig erfüllt — daß die Erfüllung Opfer gekostet hat, kann die Tatsache nicht beeinträchtigen —, er brachte die genaue Nachricht, daß in der Gegend von Wörth noch keine größeren Truppenmassen vereinigt waren. Dieser Ritt ist eine glänzende Reiterleistung, die dem Grafen Zeppelin einen ehrenvollen Platz in der Kriegsgeschichte sichert. Nicht Wunder zu nehmen braucht es einen, daß die Franzosen den Ueberfall vom Schirlenhof zu einer großen Heldenleistung ihrerseits aufbauschten, und daß französiche Blätter die bedeutende „Siegesnachricht" dem ganzen Volke mit einem großen Aufgebot von ausschmückenden Worten verkündeten.

Allerlei.

Hundertfünfzig Millionen für die Umgestaltung der Linden. Einige phantastische Köpfe befassen sich momentan mit einem Bauprojekt, daß der Straße Unter den Linden an der Kreuzung der Friedrichstraße ein neues Aussehen geben soll, und das an sich so übel nicht wäre, wenn es die nötige kapitalistische Unterstützung findet. Ein runder Platz in der Größe des Belle-Alliance-Platzes soll dort ins Leben gerufen werden. Jedenfalls werden in dieser Woche dem Kaiser genau ausgearbeitete Baupläne vorgelegt und wenn dieser, was anzunehmen ist, seine Zustimmung nicht verweigert, soll mit der Ausführung begonnen werden. Vier Riesenpaläste werden sich an den Ecken der Linden und Friedrichstraße erheben, welche Hotels und Geschäfts-Unternehmungen dienstbar gemacht werden sollen. Die Pläne der vier Eckbauten sind von idealer Schönheit, der Name des Baumeisters, der sie entworfen, wird noch geheim gehalten. Ob tatsächlich ohne Unterstützung der Stadt Berlin — denn dieser sollen keine Kosten durch das Unternehmen erwachsen — eine Kapitalistengruppe sich finden wird, welche die benötigten hundertfünfzig Millionen, in der Hoffnung auf ein rentables Geschäft, hergibt, erscheint vorläufig mehr als fraglich.

Der frühere Bürgermeister von Siebenlehn, Barthelt, wurde wegen Brandstiftung von der Strafkammer in Freiberg in Sachsen unter Anrechnung früherer Strafen zu insgesamt 7 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Ein Liebesdrama in einer Bierstube spielte sich im Norden Berlins ab. Ein stellungsloser Gastwirtsgehilfe schoß auf eine Kellnerin und brachte ihr einen Streifschuß bei. Hierauf tötete er sich selbst. Die Tat geschah, weil die Kellnerin das Liebesverhältnis zu dem Manne gelöst hatte.

10 Mk. Geldstrafe für eine Blume. Vor einer Zivilkammer in Beuthen in Oberschlesien erschien ein Rechtsanwalt mit einer Blume im Knopfloch. Der Vorsitzende erteilte ihm eine Rüge wegen Verletzung der Würde des Gerichts. Als der Rechtsanwalt erwiderte, das habe doch nichts zu sagen, und die Blume nicht entfernte, wurde er in eine Geldstrafe von 10 Mark genommen.

Wasser und Land im Menschen. Wie die Erdoberfläche größtenteils aus Wasser besteht, so auch der ganze Mensch. So fest und trocken wir uns und anderen auch vorkommen mögen, besteht doch jeder von uns aus 70 Teilen Wasser und nur 30 Teilen fester Masse, da selbst in den festesten Teilen, wie in den Knochen, sich sehr viel Wasser und Flüssigkeit befindet. Eine vollständig ausgetrocknete Leiche, die vorher 200 Pfund wog, ist dann nur noch 50 bis 60 Pfund schwer. Von dem in uns befindlichen Wasser scheiden wir täglich 2 bis 3 Pfund durch die Hautausdünstung und 6 bis 8 Pfund durch das bloße Atmen aus. Dieses Wasser muß immer frisch ersetzt werden, sodaß es unter allen Bedingungen gut und gesund ist, nicht nur flüssige Speisen zu genießen, sondern auch reichlich dazu zu trinken.

Quaker Oats

Quaker Oats kostet nur den dritten Teil des Preises den man für die gleiche Quantität Fleisch zu zahlen hat und enthält erheblich höheren Nährwert.

Die echten Quaker Oats werden nur in geschlossenen, mit der Quaker Schutzmarke versehenen Packeten verkauft.

---

tausend und tausendmal neue Lieder sterben und allem entsagen, als eine Handlung begehen, die, wie sie die andern auch ansehen mochten, in seinen Augen jedenfalls ehrlos war.

Er zwang sich, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Er beobachtete ein paar Möwen, die über die Wellenkämme hin und her schossen, und stieß mit dem Fuße Steine hinunter ins Meer. Schließlich hielt er jedoch das Alleinsein nicht mehr aus. Er mußte unter Menschen gehen, wenn er nicht allen Mut verlieren sollte.

Er sah nach der Uhr; die Mittagsstunde war bereits vorüber. Da beschloß er, in das Hotel zu gehen, das „Halfway House" genannt wurde, und dort eine Henkersmahlzeit einzunehmen.

Er orientierte sich nach dem Flaggenmast, der von allen Punkten aus sichtbar war, und fand danach unschwer den Weg. Der Wind pfiff jetzt so eisig kalt, daß er eilte, das schützende Haus zu erreichen.

Er fand es zu seiner Verwunderung besser eingerichtet, als er in dieser einsamen Gegend vermutet hatte. Die Gaststube war zwar niedrig und die Tische und Stühle alt, aber der Raum war doch wenigstens behaglich durchwärmt und ganz gemütlich.

Er ließ sich etwas Essen kommen, das ihm trotz dem Furchtbaren, dem er entgegenging, ganz gut mundete, und streckte sich dann, da er der einzige Gast war, mit einer Zigarre auf ein Sofa nieder. Das unangenehme Kältegefühl, das draußen seine Stimmung beeinflußt hatte, war von ihm gewichen. Eine leise, auf nichts sich gründende Hoffnung schlich sich in sein Herz — die Hoffnung, daß sich doch noch alles zum Guten wenden könne. Er gestand sich dies Gefühl selbst nicht ein — aber es war da und blieb, wie sehr er sich auch vor Augen halten mochte, daß seine Lage ja ganz aussichtslos war.

Wie sollte er sich auch gegen das Schicksal wehren, das ihn zu vernichten drohte? Allein und unbewaffnet, wie er es versprochen hatte, mußte er den Abgesandten des „Ordens der Freunde" gegenübertreten. Und die Amerikaner würden die Situation sicherlich zu nützen wissen — würden eine Chance nicht aus der Hand geben, wie sie sich ihnen nie wieder bot.

Und auf etwas anderes, als auf die Großmut der drei konnte seine Hoffnung sich ja gar nicht gründen.

Seine Gedanken wandten sich der Jacht „Albion" zu. Was war mit ihr geschehen? — Er hoffte, daß Hertha bald erkannt haben würde, daß nicht der Mann ihr Gatte sei, den sie in Exmouth an Bord genommen. Dann kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er die Pflicht habe, seine Gattin über alles aufzuklären. Nicht durch den Mund des Detektivs durfte sie die Wahrheit erfahren — von ihm selbst mußte sie sein Geständnis erhalten.

Er erhob sich und klingelte nach dem Kellner. Dann ließ er sich Briefbogen und Umschlag geben, und der Mann wies ihn in eines der Fremdenzimmer, wo er Schreibgelegenheit finden würde.

Er setzte sich in den kleinen Raum, der dem Gastzimmer gegenüberlag, und begann an seine Gattin zu schreiben. Ausführlich schilderte er, wie es ihm im Irrenhause ergangen und wie er zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß der Freiherr wirklich geisteskrank war. Wie er sie dann in Dresden wiedergesehen habe — sie, die er seit ihrem ersten Zusammentreffen leidenschaftlich liebte — wie sie ihn mit dem traulichen „Du" begrüßte und ihn küßte — da hatte er der lockenden Stimme des Versuchers nicht widerstehen können, die ihm zuraunte: laß sie in ihrem Glauben — werde glücklich durch einen Betrug und auf Kosten eines anderen!

Er beschönigte seine Handlungsweise nicht und suchte Hertha nicht zu seinen Gunsten zu beeinflussen. Er schrieb nur in schlichten Worten, wie sehr er seine damalige Verfehlung vom ersten Augenblick an bereut habe, und daß ihn nur die Furcht, ihre Achtung und Liebe zu verlieren, von einem Geständnis abgehalten habe.

Das war alles. Mit keinem Worte erwähnte er die Amerikaner — nicht die leiseste Andeutung machte er darüber, was seiner in Zukunft wartete. Mochte Hertha anfangs immerhin glauben, daß er auf die Jacht zurückkehren wolle. Wenn er nicht kam, würde sie wohl von selbst auf die Vermutung kommen, daß er das Opfer seiner amerikanischen Verfolger geworden sei — er durfte, seinem Versprechen getreu, auch nicht durch ein einziges Wort die Aufklärung seines Verschwindens erleichtern. Weder vor, noch nach dem Ereignis, das heute nacht seinem Leben ein Ende machen würde, sollten seine Freunde durch ihn auf seine Spur gebracht werden.

Er kuvertierte das Schreiben und wollte eben nach dem Kellner klingeln, um es ihm zu übergeben, als ein Gedanke ihn davon abhielt. Nicht einmal das durfte er tun; denn wenn der Brief den Stempel von Littleham, der nächsten Post trug, lenkte er Herthas Aufmerksamkeit ja doch auf den Ort seines Todes.

Er hüllte sich von neuem in seinen Mantel und machte sich in der Richtung nach Exmouth auf den Weg. Eine leidlich gute Straße führte, parallel mit der Küste laufend, nach der Stadt, so daß er sich nicht verlaufen konnte. Bis auf einen Wagen, der lärmend und rumpelnd an ihm vorüberkam, begegnete ihm nichts. Die Gegend schien wie ausgestorben, das ferne Rollen der brandenden Wogen und der Klang seiner Tritte auf dem hartgefrorenen Boden waren die einzigen Laute in der tiefen Stille.

Die Dunkelheit war schon ganz hereingebrochen, als er den nächsten kleinen Ort erreichte. Er erfuhr, daß es nur noch eine knappe halbe Stunde bis Exmouth sei, und gab daher sein Schreiben hier auf. Mochte man immerhin hier nach ihm fragen — das konnte Berthe Ravenaud und ihren Spießgesellen keinen Schaden bringen.

Er sah nach der Uhr. Anderthalb Stunden hatte er zurückzugehen — da würde er etwa um neun Uhr wieder im Half-way House sein. Drei Stunden noch würde er im Hotel zubringen müssen, ehe er seinen Mördern begegnen konnte.

Er ging nicht den Weg, den er gekommen war, wieder zurück, sondern hart am Rande der Klippen entlang. Der Gedanke beherrschte ihn: vielleicht, daß ein Fehltritt oder ein losbrechender Stein dir diese qualvollen Stunden des Wartens erspart!

Tief unten sah er einen leuchtenden weißen Streifen — die Brandung! Wer da hinunter stürzte, kam nie wieder hinauf!

Dreimal war er in Gefahr, in eine plötzlich vor ihm sich auftuende Spalte hinabzustürzen. Nur wie durch ein Wunder entrann er jedesmal dem Verderben; und als er nach beinahe zweistündigem Marsche einmal aufblickte, sah er die Lichter des Hotels bereits vor sich aufschimmern.

In der Gaststube, die er nach einer Viertelstunde etwa betrat, waren jetzt der Wirt und ein paar Seeleute, die wohl hier ihren Abendschoppen tranken, in eifrigem und sehr lärmendem Gespräch beisammen. Sie verstummten unwillkürlich, als der elegante Fremde eintrat, und begafften ihn, wie es die Arbeiter in der Branntweinschenke in Exmouth getan hatten. Eine Weile hielt es Burkhardt aus, dann aber wurden ihm die Leute unerträglich, und er beschloß, wieder in das kleine Zimmer hinüber zu gehen, wo er vor Stunden den Brief an seine Gattin geschrieben hatte.

Er erhob sich und verließ das von dichtem Tabaksqualm erfüllte Gastzimmer. Einer der Fischer mußte wohl eine Bemerkung über ihn gemacht haben, denn er hörte ein dröhnendes Gelächter aus rauhen Kehlen, so wie sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. Das Blut stieg ihm in die Schläfen, und einen Augenblick war er in Versuchung, umzukehren. Dann aber lächelte er über seinen Zorn. Was lag schließlich daran? In diesem Augenblick konnte er wahrhaftig schon darüber erhaben sein, ob ein paar Fischer und Matrosen über ihn lachten oder nicht.

Die Tür des Zimmers, das er aufsuchen wollte, war geschlossen. In der Annahme jedoch, daß sich in dieser Jahreszeit und besonders an einem Tage wie dem heutigen kein Mensch nach West Down Beacon verirrt haben konnte, öffnete er und wollte eintreten.

Sofort jedoch bemerkte er, daß seine Vermutung ihn betrogen hatte. Zwei Herren hatten, miteinander im Gespräche, vor dem Kamin gesessen, die sich bei seinem Eintritt erhoben und in nicht geringem Staunen und in nicht weniger großer Bestürzung auf ihn blickten, denn er auf sie.

Der eine war Leslie Boules, der [illegible] John Fermor.

(Fortsetzung folgt.)

Ein 2½stöckiges
Wohnhaus
mit 14 Zimmern, sehr bequem eingerichtet, in schöner Lage des Dorfes, unmittelbar an der Hauptstraße und 2 Min. von der Haltestelle der elektr. Straßenbahn gelegen, steht wegen anderweitigem Unternehmen zu verkaufen. Gefl. Off. u. **H. L. 75 postlagernd Linden.**

---

1 gr. elekt. Piano,
welch. auch m. d. Hand gespielt werden kann und
1 Ariophonette-Orchestrion
krankheitshalber sehr billig zu verkaufen.
C. G. Schröder, Neviges.

Theater-Bühne
neu und billig, für **95 Mk.** abzugeben.

Anfragen erbittet die Geschäftsstelle dsr. Zeitung ~~unter~~ **W. E. 12.**

Für Unternehmer, Ziegeleien etc.

Infolge Aufgabe meines Tiefbaugeschäftes habe ich zur **sofortigen Lieferung** auch in Teilquantitäten, ab Baustelle abzugeben: **ca. 2 km Feldbahngleis. 65er und 70er Profil, 45 Stück Kipplowries, eine Anzahl Weichen und Drehscheiben.** Anfragen erbitte unter **K. L. 7734** an Rudolf Mosse, Köln.

Rosskämm
mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hahne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Geld an jedermann, in jed. Höhe, eventl. **ohne Bürgschaft.** Ratenweise Rückzahlung. Gesetzl. Zinsen.
Braunschweiger Verkehrs- und Lombardbank zu Braunschweig.
Römermann & Co.
Gerichtl. eingetragene Firma.
Tüchtige Vertreter gesucht

Habe die Abteilungen für Hautkrankheiten am Krankenhause der Barmherzigen Brüder übernommen und deshalb meine **Sprechstunden** verändert:
Vorm. von 10—1 Uhr,
Nachm. von 3—6 Uhr.
Dr. Jos. Kraus,
Spezialarzt für **Haut-, Harn-** und **Blasenleiden, Lichtbehandlung,**
Dortmund, Betenstraße 7.

Schreinerlehrling
gesucht.
Ludwig Trompeter,
Linden-Ruhr.

An
die grosse Zahl
der Lungen-, Asthma-, Hals- und Hustenleidenden, überhaupt an alle die an **Katarrhen od. Verschleimung der Luftwege** leiden, sende ich gern und unentgeltlich ausführliche Mitteilung, welch sinnreiche Erfindung, wie nützlich, wie praktisch, wie einfach, wie gut und wie natürlich in seiner Anwendung mein Athmungsstuhl ist.
E. Weidemann, Liebenburg, Harz.



Diese Schutzmarke
bietet wirklich Schutz! Sie bewahrt das aufmerksame Publikum vor Täuschung durch minderwertige Nachahmungen und zweifelhafte Fabrikate, die sich auch „Malzkaffee" nennen, aber an Genuß- und Gesundheitswert tief unter Kathreiners Malzkaffee stehen. Denn der echte „Kathreiner" — an dem geschlossenen Paket in der bekannten Ausstattung mit Bild und Unterschrift des Pfarrers Kneipp und der Firma Kathreiners Malzkaffee-Fabriken leicht kenntlich — ist der ausgiebigste und wohlschmeckendste Malzkaffee der Welt. Darum gibt die kluge Hausfrau dem echten „Kathreiner", der zum Wohlbefinden der ganzen Familie beiträgt, stets den Vorzug.

Eine schöne Schenke,
1 m 80 cm lang, mit sämtlichem Zubehör, sowie **2 Oefen** preiswert zu verkaufen.
Barmen, Buchenstr. 4.

Briefmarken-Sammlung
zu kaufen gesucht.
Angebote mit Preis- u. Stückzahlangabe unter **E. B.** an die Geschäftsstelle d. Ztg. erbeten.

---

26 Stützen, Köchinnen, Mädchen u. Haushälterinnen suchen Stellung.
Althaus-Verlag
Duderstadt, Eichsfeld.
Rückporto!

Lehrling
gesucht.
Jul. Dellenberg,
Maler- und Anstreichergeschäft,
Kl. Weilstr. 2.

Kräftiger, schulfreier
Hausbursche
gesucht.
Karl Schluck,
Witten, Ruhrstraße 4.

Auf sofort ein
Bäckergehülfe,
welcher auch etwas von der Konditorei versteht und ein
Laufbursche
gesucht.
Gust. Kleffmann, Nierenhof.

Fuhrknecht.
Tüchtiger solider
Fuhrknecht
zum sofortigen Eintritt gesucht
Wilh. Eggemann,
Dampfsägewerk,
Dahlhausen - Ruhr.

Keine Trunksucht mehr.
Eine Probe von dem wunderbaren Cozapulver wird gratis geschickt.

Kann in Kaffee, Thee, Bier, Wasser, Essen oder Spirituosen gegeben werden, ohne dass der Trinker es zu wissen braucht.

COZAPULVER erzielt die wunderbare Wirkung, dass die Spirituosen dem Trinker widrig vorkommen. **COZAPULVER** wirkt so still und sicher, dass Frau, Schwester oder Tochter ihm dasselbe ohne sein Mitwissen geben kann und ohne dass er zu wissen braucht, was seine Besserung verursacht hat.

COZAPULVER hat Tausende von Familien wieder versöhnt, hat von Schande und Unehre Tausende von Männern gerettet, welche nachher kräftige Mitbürger und tüchtige Geschäftsleute geworden sind. Es hat manchen jungen Mann auf den rechten Weg zum Glück geführt und das Leben vieler Menschen um mehrere Jahre verlängert.

Das Institut, welches das berühmte **echte Cozapulver** besitzt, sendet an diejenigen, die es verlangen, gratis eine Probe und ein Buch mit 1500 Dankschreiben. **Cozapulver** ist als ganz unschädlich garantiert. Korespondenz in deutsch.

(Althea 2,10; Aniseed of Coza 5,42; Baldrian 0,55; Bitterklee 0,13; Bicarbonate de soude 79,10; Cascarillebrinde 2,35; Cinnamon of Coza 4,68, Enzianwurzel 1,98; Rharb 0,44; Cozasüssholz 0,52; Acidum Tartaricum 0,29; Kalmus 1,4.)

COZA INSTITUTE 62, Chancery Lane, **London 3029,** (England,)
Porto für Briefe: 20 Pfg., für Postkarten: 10 Pfg.

Melodienschatz.
347
der schönsten
Lieder,
Opernarien,
Tänze,
Märsche,
Salon- u.
Klassische Stücke
für **Klavier** in fortschreitender Ordnung vom Leichten bis zum Mittelschweren, bearb. von **R. Wohlfahrt,** op. 223. In einem Prachtleinwandband Mk. 4.50.

Die schönsten Melodien älterer und neuerer Zeit zu einem duftenden Strauße vereint! Jung und Alt möge diese reichhaltige, prachtvoll ausgestattete, dabei überaus billige Sammlung zur Hand nehmen, sie wird jedem mit Stunden edelsten Genusses lohnen.

Der Melodienschatz ist ein Handbuch von dauerndem Werte.

Vorrätig in allen Musikalienhandlungen, sonst direkt vom Verleger, gegen vorherige Einsendung des Betrages freie Zusendung.

P. J. Tonger, Köln a. Rh.

Langes Frauenhaar kauft stets zu höchsten Preisen **G. Krick,** Friseurgeschäft, Bahnhofstr. 3.



Oefen, Herde,
kaufen Sie **vorteilhaft** bei
Heinrich Hildebrand,
Volmarstein,
Verlangen Sie meinen Besuch!

---

10 Pfund Colli frisch gesalz. Schweinestückenfleisch nur M. 3.30, 25 Pf. M. 7.90 ab hier
9 Pfd. holst. Holländer Käse schnittig u. saftig Mk. 2.90, 35 Pfd. M. 10.50, vers. u. Nachn.
H. Krogmann, Nortorf 25.

Es ist kein Luxus
wenn man im Haushalt Kuchen und Puddings mit Dr. Oetker's Fabrikaten bereitet. Wenn man die Zutaten berechnet, dann erhält man für wenig Geld nicht nur delikate Nachspeisen, sondern auch leicht verdauliche Nahrungsmittel, wie sie billiger und reicher an Nährwert gar nicht beschafft werden können. Zu
Kuchen
soll man stets Dr. Oetker's Backpulver verwenden, weil mit diesem die Kuchen 2c. stets gelingen. Es ist überall zu haben, wird niemals hart und hält sich unbegrenzte Zeit. Nachahmungen weise man stets zurück und backe nach wie vor
mit Dr. Oetker's Backpulver.

Rollmops und Salzheringe,
je eine Dose zusammen 1 Postkolli frei Haus u. Nachnahme von **drei Mark.**
Paul Schlicht,
Berlin - Rosenthal 2.

---

16 Meter Damenstoff
Oder 8 Mtr. Herrenstoffe erhalt angefertigt, wer 4 Kilo alte Wollsachen, Stricklumpen etc. an die Wollweberei **C. Schütz, Lardenbach** 86 Oberhessen sendet. — Muster und Anfertigungspreise franko. — Vertreter gesucht

---

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak I Tabakspfeife umsonst** zu 9 Pfd. mein. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **holl. Canaster** u. Pfeife Mk. 7.50 frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kostet franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Lichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

Hienfong Essenz
beliebtes Hausmittel, für Wiederverkäufer extra stark, Dtzd. 2,50 M. „Starke Qualit." 1,50 M. Postpaket enthält 30 Flaschen. Posten billiger. Altbewährte Bezugsquelle Laboratorium
P. Seifert, Dittersbach No. 11.
bei Waldenburg (Schlesien).

Mehrere Dutzend u. einzelne
Kanarienhähne
hat billig abzugeben
Wirt **Wilhelm Rahmann,**
Herbede, Hauptstraße 52.

Billig und **gut!**



liefert die Musik-Instrumenten-Fabrik
Wolf & Comp., Klingenthal i. Sa. Nr. 97
Zentr. d. Harmon.-Fabr. m. üb. 7000 Arb. geg. Nachnahme Musik-Instrum. aller Art. Prachtkatalog, 132 S. stark, bunte Illustrationen, ca. 800 Abbild. an jedermann umsonst. **Garantie:** Zurücknahme, Geld retour. Zahlreiche amtlich beglaubigte Anerkennungen.

I. und II. Hypotheken
sowie
Darlehen
werden schnell u. prompt besorgt
Frau Rich. Thielmann
Bankagentur,
Dortmund, Heiligegartenstr. 20

Flechten
näss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füsse
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte
geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den meisten Apotheken.

Käufer oder Teilhaber
rasch und verschwiegen durch
Albert Müller, Köln,
Hohestraße, Stollwerckhaus, Zimmer 207 II. Stock.
Kapitalisten mit jedem Kapital vorhanden. Besuche und Rücksprachen kostenfrei. — **Kein Inseratenunternehmen.** — Zahlreiche Erfolge und Anerkennungen. — Büreaus in Leipzig, München, Karlsruhe, Stuttgart, Cöln, Hannover, Breslau, Berlin usw.

Junge Leute,
bis zu 40 Jahren, besonders solche, die schon praktisch in der Landwirtschaft tätig waren, sowie **Bureaubeamte,** die wegen Aussichtslosigkeit in ihrem Berufe oder aus **Gesundheitsrücksichten** gezwungen sind, sich eine gesunde Existenz zu verschaffen, erhalten nach 4monatlicher ungenierter Ausbildung in der Fachlehr-Anstalt für junge Leute reiferen Alters
Stellung
als **Verwalter, Inspektor, Assistent, Renteibeamter, Rechnungsführer, Guts- u. Amtssekretär etc.** für **Rittergüter, Domänen und größere landwirtschaftl. Betriebe** kostenlos nachgewiesen.
Nachhilfe im Rechnen, Schönschreiben, Rechtschreiben, Briefstil etc. gratis.
Kost und Logis auf Wunsch im Technikum.
Den Anfragen sind 20 Pfg. in Marken für Antwort beizufügen.
Landwirtschaftliches Technikum,
Münster i. W.,
Kanonengraben Nr. 7.

Vertreter von leistungsfähiger Zigarren-Fabrik gesucht. **J. Stroof,** Aachen.

Beachten Sie

in Ihrem eigenen Interesse die illustrierte Beilage der Firma

C. Artmeier, Barmen

welche unserer heutigen Gesamtauflage beigelegt ist. Diese Beilage wird Ihnen manche Anregung für praktische Herbst- und Winter-Einkäufe geben. Da die Firma **C. Artmeier das grösste und leistungsfähigste Spezial-Geschäft der Bekleidungsbranche** ist, wird diese Beilage besonderer Beachtung empfohlen.

Beilage zu Nr. 44.

Moltke-Harden.

Der Beleidigungsprozeß des Grafen Moltke gegen den Herausgeber der „Zukunft" M. Harden hält das ganze Volk in Aufregung. Wie er ausläuft, ob Harden verurteilt wird oder nicht, spielt die geringste Rolle dabei. Das Niederdrückende ist, daß wir Kreise, die dem Kaiser nahestanden, die Kanzler machten und stürzten, in einer Luft leben sahen so schwül so voll Fäulnis, daß einem das Grauen packt bei dem Gedanken, daß diese Männer noch länger an ihren Stellen sein konnten. Eulenburg, Hohenau, Lecomte werden in Zukunft Namen sein, von denen sich der Deutsche mit Verachtung wendet. Der Kläger, Graf Moltke, — übrigens nicht verwandt mit dem Feldmarschall — wird im Vergleich zu ihnen mildere Beurteilung erfahren müssen. Er ist der vorgeschobene, der Prügeljunge, während sein fürstlicher Freund wie schon öfters es vorzieht, krank zu sein, um einer Vernehmung an Gerichtsstelle zu entgehen. Freilich in die Nähe des Monarchen gehörte auch dieser Mann nicht, und wäre seine Schuld allein die gewesen, daß er seine amtliche Stellung dazu mißbrauchte, den Eulenburg ständig über das Tun und Lassen des Kaisers auf dem Laufenden zu erhalten.

Der Prozeß hat Zustände aufgedeckt, die den Menschen Schaudern machen müssen. Der Vater, der einen Sohn im Garde-Kürassier-Regiment hat, wird mit heißer Sorge an ihn denken, ob er nicht auch verdorben wird an Leib und Seele durch das ekelerregende, verbrecherische Treiben hochgestellter Wüstlinge. Wir müssen fordern, daß auch da Auskehr gehalten wird und mit Schimpf und Schande diejenigen verjagt werden, die ihre dienstliche Stellung ihren Untergebenen gegenüber gebrauchten, sie zu mißbrauchen. Das männliche Dirnentum muß beseitigt werden. Es geht nicht an, diese Dinge zu entschuldigen mit krankhafter Veranlagung. Dann müssen eben diese Kranken unschädlich gemacht werden.

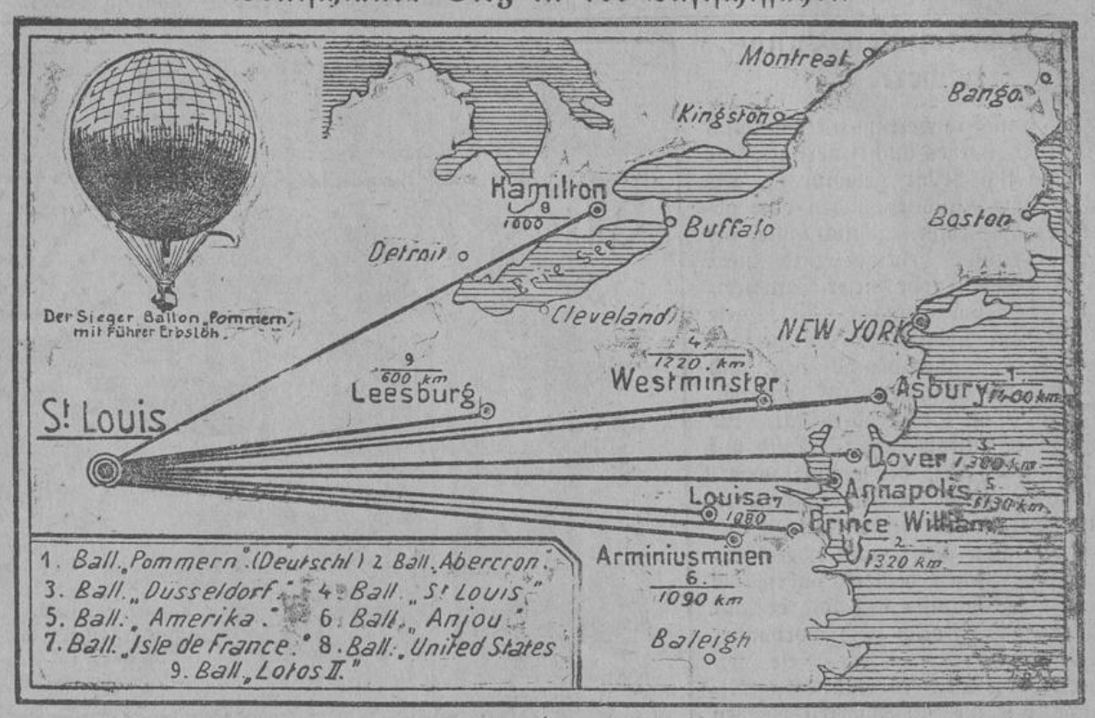
Man mag über Harden denken, wie man will. Es bleibt sein Verdienst, den Anstoß gegeben zu haben, daß diese Gruppe von Menschen aus der Umgebung des Kaisers entfernt wurden. Die höchste Achtung bei allen hat aber der Kronprinz, der den Mut hatte, seinem Vater Mitteilung zu machen, von dem das in seiner Umgebung vor sich ging. Er hat sich dadurch mit einem Schlage ein Maß von Popularität erworben, das sonst ein Mann seines Alters kaum besitzt.

Man hat es vielfach beklagt, daß der Prozeß all diese Dinge an die Oeffentlichkeit gebracht hat. Unseres Erachtens nicht ganz mit Recht. Hätte man hinter verschlossenen Türen verhandelt, würde man allerhand viel weitergehenden Vermutungen Raum gegeben haben. So kann man hoffen, daß der Prozeß wie ein reinigendes Gewitter wirkt.

Schiffbarmachung der Ruhr.

In Witten wurde kürzlich ein Verein aus der Taufe gehoben, der bei zielbewußtem Arbeiten und kraftvoller Anstrebung des gesteckten Zieles für Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft des Ruhrtales von größter wirtschaftlicher Bedeutung werden kann: ein Verein zur Schiffbarmachung der Ruhr. Der schon früher erwogene Gedanke der Ruhrkanalisation, den der Verein neu beleben und seiner endlichen Verwirklichung entgegenführen will, wurde frisch genährt durch die Tatsache, daß der Kohlenbergbau sich immer mehr aus seiner einstigen Wiege an der Ruhr entfernt, nach dem Norden, zur Emscher und Lippe hin, und daß damit die Gefahr einer zunehmenden wirtschaftlichen Verödung des Ruhrtales gegeben ist. Man sagt sich in den beteiligten Kreisen, daß bei geeigneten Vorkehrungen diese Gefahr abgewendet werden könne, zumal der eigentliche Ruhrbezirk noch jetzt ungehobene Steinkohlenschätze von vielen Millionen Tonnen birgt, abgesehen von den sonstigen Vorbedingungen für eine gesunde industrielle Entwicklung. In der Schiffbarmachung der Ruhr glaubt man das geeignete Mittel zu sehen. Im Jahre 1860 wurden auf der Ruhr 900 000 Tonnen Güter, und zwar vorzugsweise Kohlen, dann aber auch Steine, Holz und Fabrikate, verfrachtet, nur 150 000 T. weniger als zur gleichen Zeit auf dem Rhein. Es haben in der Angelegenheit der Neubelebung der Ruhrschiffahrt bereits mehrere Vorbesprechungen stattgefunden, denen sich die Wittener Zusammenkunft anschloß. Hierbei wurde bei Erörterung der technischen Seite des Unternehmens auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die einer Schiffbarmachung der Ruhr entgegenträten. Ehe man sich der Sache selbst hingeben könne, müßten noch verschiedene Vorfragen erledigt werden. Um in dieser Beziehung Unterlagen zu bekommen, ist den beteiligten Kreisen ein Fragebogen zugegangen. Die Kosten früherer Kanalisationsprojekte sind auf 11½ bis 17½ Millionen Mark angeschlagen worden. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß infolge der gestiegenen Materialpreise und Arbeitslöhne diese Summen überschritten werden. Eine sehr angeregte Diskussion gewährte einen erfreulichen Ausblick in die Zukunft des Projekts. Baurat Mathies-Dortmund empfahl hinsichtlich der Schiffe, nicht über den 600-Tonnen-Typ hinauszugehen, da bei der Wahl größerer Schiffe die Kosten bedeutend steigen würden. 600 Tonnen-Schiffe würden auch vollkommen ausreichend sein, und es würde sich mit ihnen der umladefreie Verkehr vom und zum Rhein ermöglichen lassen. Abgeordneter Franken-Gelsenkirchen-Schalke trat für einen Anschluß Hagens an den Plan ein. Daraus würde auch die Kleinindustrie des Sauerlandes Nutzen ziehen können. Im übrigen wurde von mehreren Seiten betont, daß die zu schaffende Schiffahrtsstraße durch die Anlegung von Schleppbahnen auch den ferner gelegenen Gemeinden und industriellen Werken von hohem Werte werden könne. Einmütig war man der Ansicht, daß

Deutschlands Sieg in der Luftschiffahrt.



Auf dem Gebiet der lenkbaren Luftschiffe ist Deutschlands Sieg nunmehr ein vollständiger. Die Erfolge mit dem starren System sowohl wie mit unstarren und halbstarren stehen einzig in der Welt da, nachdem das Zeppelinsche Luftschiff fast 9 Stunden und der deutsche Militärballon wie das Parsevalsche Luftschiff soeben bis zu 8 Stunden 10 Minuten in den Lüften gewesen sind. Der englische Lenkbare ist vollständig zusammengebrochen, wesentlich besser ist der französische, wenn auch er noch nicht auf der Höhe zu stehen scheint. Die neuesten glänzenden Erfolge unserer Lenkbaren machen es sehr wahrscheinlich, daß wir durchaus kriegsbrauchbare Systeme besitzen. Das Parsevalsche Luftschiff war 7½ Stunden einschließlich einer Zwischenlandung zur Aufnahme von frischem Kühlwasser für den Motor unterwegs und hatte eine Eigengeschwindigkeit von über 40 Km. in der Stunde entwickelt. Es gelangte ohne Ballastabgabe oder Gasnachfüllung über Brandenburg a. d. Havel bis zum Plauenschen See und kehrte in guter Form nach Tegel bei Berlin zurück. Hauptmann v. Kehler, einer der Führer, versichert, daß er noch länger in der Luft hätte bleiben können, wenn nicht Dunkelheit und Nebel zur Landung gemahnt hätten. Bemerkenswert ist noch, daß das Luftschiff vier Personen an Bord hatte und daß die Dauerfahrt die Annahme, unstarre Ballons könnten sich nur etwa 3 bis 4 Stunden in der Luft halten, zu Schanden gemacht hat. Wenn auch die Windverhältnisse günstig waren, so kam bei der Rückfahrt der Wind doch dem Ballon entgegen. Der kleinere Militärballon, der zudem bloß ein Modell ist, brachte es bei seiner Dauerfahrt sogar auf 8 Stunden 10 Minuten. Auch er nahm die Richtung auf Brandenburg, führte jedoch mehr Kreuz- und Querfahrten aus, so daß er 200 Km. zurückgelegt haben dürfte. Nach seiner Rückkehr kreuzte der Ballon noch länger als eine Stunde über Tegel. Die Landung vollzog sich bei Laternenschein glatt. Wir haben alle Ursache, auf die Erfolge stolz zu sein. Keine andere Nation ist so weit.

Der neue Trick.

Nach einer wahren Begebenheit von Otto Grund.

(Nachdruck verboten.)

Der Inhaber eines großen Galanteriewarengeschäftes betrachtete durch die Riesenscheibe seines Schaufensters das bunte Straßenleben. Vergnügungsgefährte wechselten mit Last- und Straßenbahnwagen ab, lachende, plaudernde und schweigsame Menschen gingen vorüber — kurz es war ein buntes, kaleidoskopartiges Bild.

Vor dem Schaufenster blieben viele Passanten stehen, einige nur für Augenblicke, andere für längere Zeit — wie das so geht.

Seit fünf Minuten etwa standen nun schon zwei junge Männer davor, welche die Auslagen offenbar mit größtem Interesse musterten. Sie machten sich gegenseitig auf verschiedenes aufmerksam, sprachen darüber und wurden nach und nach immer erregter. Augenscheinlich waren sie häufig verschiedener Meinung und suchten sich dann gegenseitig zu überzeugen, was nicht immer zu gelingen schien. Auf einen Gegenstand mußten sie besonders versessen sein, denn ihre Bewegungen wurden immer lebhafter, so daß man beinahe einen tätlichen Streit voraussetzen konnte.

Mit einemmal — keiner hatte recht gesehen wie — waren die jungen Leute auch schon aneinander und bearbeiteten sich mit ihren Stöcken, so daß die Menschen auf der Straße stehen blieben. Auch der Ladeninhaber trat auf die Straße.

In diesem Moment gab es einen scharfen Knall, Glassplitter fielen — die große Scheibe war zerschlagen! Einer von den Streithänsen hatte die Katastrophe herbeigeführt, indem sein Spazierstock statt, wie geplant, dem Gegner auf den Kopf, in die Schaufensterscheibe fuhr.

Einen Augenblick sahen die jungen Leute wie erstarrt auf das durch ihren Leichtsinn angerichtete Unheil. Dann ergriff der eine die Flucht, während der eigentliche Täter von dem Ladeninhaber noch festgehalten werden konnte, als er sich ebenfalls davon machen wollte.

Da sich sofort viele Menschen ansammelten, nahm der Geschäftsmann den Uebeltäter mit in seinen Laden. Dort herrschte er ihn an: „Ich werde sofort einen Schutzmann holen lassen!"

Der junge Mann war sehr aufgeregt und zerknirscht. „Bitte, tun Sie das nicht," sagte er, „es wäre mir furchtbar peinlich, wenn sich die Polizei mit der Sache beschäftigen sollte. Ich habe Ihnen ja den Schaden nicht absichtlich zugefügt."

„Das habe ich wohl gesehen, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Die Scheibe ist zerbrochen. Ich will jedoch von einer polizeilichen Anzeige absehen, wenn Sie mir den Schaden sofort ersetzen."

Verlegen erwiderte der junge Mann: „Das ist mir leider nicht möglich. Zum Ersatz des Schadens bin ich natürlich verpflichtet, nur bin ich dazu augenblicklich außerstande. Mein Name ist Hermann Brand, Reisender der Firma Möbius u. Co. in Berlin. Ich habe den andern Herrn, der auch Reisender zu sein vorgab, hier im Hotel kennen gelernt, er hatte sich aber noch nicht vorgestellt. Ich weiß nicht, wodurch wir beide plötzlich so heftig geworden sind, aber das Unglück ist ja leider geschehen und nicht mehr zu ändern. Können Sie sich nicht gedulden, bis ich das erforderliche Geld zur Verfügung habe? Hier ist meine Karte, ich werde Ihnen den Schaden von Berlin aus sofort ersetzen."

„Darauf kann ich mich nicht einlassen. Wenn Sie nicht sofort bezahlen können, muß ich Sie der Polizei übergeben. Die Scheibe kostet 250 Mark."

„Solche Summen trägt man doch nicht bei sich," sagte Brand und fügte dann, etwas nachdenkend, hinzu: „Ich könnte Ihnen die 250 Mark ja gleich bezahlen, müßte sie aber von dem Gelde meiner Firma nehmen. Ich habe heute mehrere Posten einkassiert und etwa 10 000 Mark bei mir, die ich heute abend noch abschicken muß. Wenn Sie mir ein Schriftstück mit genauer Angabe der Gründe, warum ich das Geld an Sie auszahlte, ausstellen wollten, dann könnte ichs schließlich wagen, das einkassierte Geld anzugreifen."

Der Geschäftsmann erklärte sich, angenehm überrascht von der Gewissenhaft des jungen Mannes, dazu bereit. Er stellte das Schriftstück fertig und gab dann auf einen Tausendmarkschein, den ihm Brand überreichte, 750 Mk. heraus.

Damit war der Zwischenfall erledigt und man schied beiderseits ziemlich freundlich voneinander.

In den Zeitungen des nächsten Tages las der Geschäftsmann folgende polizeiliche Warnung: „Seit gestern versuchen zwei raffinierte Spitzbuben die hiesigen Ladeninhaber zu schädigen. Sie bedienen sich dabei eines schlauen Tricks, den sie etwa, wie nachstehend beschrieben, ausführen. Sie stellen sich vor ein Schaufenster, geraten dann scheinbar in Streit und einer von ihnen schlägt die Scheibe ein. Er läßt sich dann festhalten, während sein Genosse entflieht. Nach längerem Hin- und Herreden läßt sich der Mann herbei, den entstandenen Schaden aus angeblich für eine Berliner Firma einkassierten Geldern zu decken. Er gibt dann einen Tausendmarkschein und läßt sich darauf herausgeben. Die dazu verwandten Tausendmarkscheine sind jedoch falsch und dem Unbekannten ist es nur um die gewöhnlich ziemlich bedeutende Restsumme zu tun. Den Betrügern ist es leider, ehe die Polizei darauf aufmerksam gemacht wurde, mehrmals gelungen, ihr Ziel, und zwar in verschiedenen Stadtteilen, zu erreichen. Es wird hiermit dringend vor ihnen gewarnt und gleichzeitig ersucht, vorkommenden Falles die Polizei sofort zu benachrichtigen."

Von dieser Lektüre war der Geschäftsmann begreiflicherweise wenig erbaut, denn natürlich erwies sich auch der ihm übergebene Tausendmarkschein als falsch, so daß man ihn um 750 Mark beschwindelt hatte. Er machte zwar der Polizei sofort Anzeige, aber es war zu spät, denn die Schwindler hatten nach der öffentlichen Warnung selbstverständlich diesen Schauspiel ihrer Tätigkeit alsbald verlassen.

man besonders die Industrie für das Unternehmen erwärmen solle. Es wurde die Gründung eines Vereins unter der Bezeichnung „Verein zur Schiffbarmachung der Ruhr“ beschlossen, der das Weitere in die Wege leiten soll. Eine siebengliederige Kommission, an deren Spitze Oberbürgermeister Dr. Haarmann-Witten steht, wird einer demnächstigen größeren Versammlung einen Statutentwurf vorlegen.

Der Mann mit den vier Korsetts.

Diese Bezeichnung ist nicht etwa der Titel eines Romans von Paul de Kock, sondern ist, so schreibt die „Köln. Ztg.“, aus einem Artikel gezogen, den der Figaro über männliche Eleganz in seiner letzten literarischen Sonntagsbeilage veröffentlichte und den er selbst wieder einer englischen Quelle, dem Pall Mall Magazine, entnahm. Da erfahren wir allerhand über die heutigen Ansprüche, die an einen Modelöwen in England gestellt werden, was uns die Aufgabe, wahrhaft elegant zu sein, doch als recht kostspielig erscheinen läßt. Nachdem der Figaro die richtige Bemerkung gemacht hat, daß es uns nicht wundert, wenn eine hübsche Frau 50 000 Franken im Jahr für ihre Toilette ausgibt, daß aber den Mann das gleiche Ausgabekonto für den gleichen Gegenstand lächerlich macht, stellt er fest, daß der britische Elegant, den er im Sinne hat, im letzten Jahre für seine gesamte Toilette sogar noch mehr, nämlich 56 625 Franken ausgegeben habe. Ueber dies Ausgabebudget teilt er uns folgende Einzelheiten mit. Verhältnismäßig wenig gibt der „schöne Mann“ für seinen Schneider aus, nämlich nur 10 821 Franken, ebenso kann er seinen Hutaufwand zur Not mit 800 Franken im Jahre bestreiten. Dagegen ist der Punkt, wo das Ewig-Männliche die Weiblichkeit bedeutend überragt, die Wäsche. 52 Hemden, 120 Taschentücher, 72 Unterhosen, 84 Paar Strümpfe, 92 Paar Handschuhe, 126 Krawatten und einige andere Kleinigkeiten bildet ein Budget, das nur mit 19 200 Franken bestritten werden kann. Unumgänglich ist ferner, um die Schönheit des modernen Apollino zu wahren, das Korsett. Der anständige Mensch hat vier Korsetts: das Morgenkorsett, das Abendkorsett, das Korsett für Golfspiel und das Korsett für die Gesellschaft und die Zeremonien, das den Hosenträgern angepaßt ist. Dafür gibt er jährlich 3750 Franken aus, was geringfügig ist, wenn man vergleicht, welch einen unwiderstehlichen Eindruck auf Frauenherzen die tadellose Schlankheit des Mannes, wie sie das Korsett erzeugt, macht. Und sollte auch einmal in England eine Bewegung einsetzen, die auf ihre Fahne schrieb: „Reformkleider für Männer! — Weg mit der Schnürbrust!“, der wahrhaft ästhetische Mensch würde immer wissen, was er seinem Ideal und seinem Schneider — besonders dem letztern — schuldig bleibt.

Die internationalen Landstreicher.

Wie das Landstreichertum international geworden ist, so hat es auch internationale Bedeutung in sich selbst gewonnen. Die Landstreicher aller Nationen haben eine gemeinsame Bildersprache, ähnlich wie die Zigeuner, und unser heutiges Bild giebt unseren Lesern eine Probe dieser Landstreichersprache. Hervorgegangen ist diese Sprache aus dem Bedürfnis, Zeit zu sparen und den Nachfahrenden Mühen und vielleicht böse Erfahrungen zu ersparen. Wer ein Zeichen an Haus oder Gartentür macht, wie unser linkshändiger Freund auf dem Mittelbilde es tut, der rechnet seinerzeit darauf, eben solche Zeichen an anderen Orten zu finden. Der aufmerksame Wanderer wird oft schon an Zäunen oder Torwegen mystische Zeichen bemerkt haben, die er nicht entziffern konnte und die er auf Rechnung einer im Volke noch vorhandenen Aberglaubens setzte. Alle diese Zeichen stammen von Bettlern und Landstreichern, welche, wie die abgebildeten Zeichen beweisen, ganze Sätze mit einem einzigen Zeichen wiedergeben, ganz wie die Chinesen mit ihrer Bilderschrift.



Schweres Brandunglück. Auf der Kolonie Martinschacht bei Lipine im Regierungsbezirk Oppeln sind die Wirtschaftsgebäude und eine Scheune niedergebrannt. Auf der Brandstätte sind an drei Stellen verkohlte Menschenkörper gefunden worden. Man nimmt an, daß es sich bei den Verunglückten um galizische Arbeiter handelt, die sich eingeschlichen hatten, um dort zu nächtigen. Von mehreren Schulkindern, die sich an der Brandstätte aufhielten, sind drei durch eine umstürzende Brandmauer schwer verletzt worden.

Dä Bur as Wärprophet.

In Buxtehude wor tau Tied
Ganz hochgelährt en Wärprophet.
Gewitter, Sturm sag hä vörut,
Ok Sunnenschien, dann kolt, dann het.
„Professor Strohmann“ nannt hä sick;
Hä prophezei'n van fröh büs lat;
Völl Stunnen lang keck hä in't Wär,
Wenn hä in siner Warte sat.
Doch all te wennig traf et in;
Wenn hä gesagt harr: Sturm un kolt,
Dann regen ok kän Lüftken sick,
Vö Hitze Krut un Botter schmolt.
Un künnen hä Gewitter an,
Dann blew dä Himmel blo un klor;
Et kam kän Hagel un kän Schnee,
Wenn hä't geschrewen, wor't nich wor.
Un gaf't noh siner Theorie
Völl Hitze, groten Sunnenschien,
Dann hüllen sick, wä äbben konn
In Oeberzieher un Hanschen in.
Nu wor dä Här Professor drüm
Geuzt un manchmol utgelacht;
Doch käner harr den wiesen Mann
Domet ut siner Rauh gebracht. —
Nu husen do nich wiet van af
'ne olle, dröge Burenhut;
En Schäper wor't; dä prophezei'n
Ok ümmer Wind und Wär vörut.
Dat Schönste an dä Sake doch,
Hä traf et stets, punkt op den Kopp;
Dat Volk, etwundern sick un kek
Vull Ehrfurcht noh dem Ollen h'rop.
Man richten sick noh sinem Spruch,
Un öfters freig man bi öm an;
Van jung un olt wor hä vöehrt;
Man nannt öm blos: „Dä Wundermann“.
Van düssem Bur hor nu gar bold
In Buxtehude dä Prophet;
Dat dä stets richtig prophezei'n,
Dog dem Gelährten schrecklich leed.
Van sinem Standpunkt meint dä Här,
Dat könn jo gar nich möglich sien;
Bestimmt wör dat blos Flunkerie,
Dumm Tüg un Unsinn, fulen Schien.
Hä woll dat wetten, pock sick op
Un sat sick op dä Iserbahn;
Gar bold wor hä schon angelangt,
Traf richtig ok den Schäper an.
„Ihr Ruhm dringt weit in alle Welt;
Man achtet die Gelehrsamkeit;
Preist Ihre Kunst und den Erfolg,
Man spricht von Ihnen weit und breit.
Ich hört' von Ihnen all zu gern:
Auf was bau'n Sie die Theorie?
Wo liegt wohl der Berechnung Grund?
Ich bitte schön! erklären Sie!“
Dä Bur knepp schlau sin Ogenpaar
Un sag: „Gewiß, dat well't wol dau'n;
Weil Gitt et sind, so'n finen Här,
Vötell't et Jnck, doch im Vötrau'n.
In Buxtehude sitt so'n Kärl,
So'n knatschvörrückt Professerdier;
Dä schriewet ümmer Wärbericht;
Wi seiht dat in dä Zeitung hier.
Doch hett dä Olle wennig Glück,
Denn wat hä meint, schlött ümmer fähl;
Eck mak dä Sake enfach mi
Un seg blos grad' dat Gegendeel.
Selwstredend trefft dat ümmer in,
Wat eck ok seg, 't es eenerlei;
Dä Här Professor es dat Schuld,
Dat Prophezei'n mäkt mi kän' Meih'“.
Drop grepp dä Här noh Haut un Schirm
Un flott wor wier noh Hus marscheert;
Van nu an holl hä ganz dat Mul;
Dä Bur harr gründlich den kureert.

rh. Schlaflosigkeit.

Humoreske nach E. Dan. Bergmans Aufzeichnungen.
Von Edv. Schäffer.

(Nachdruck verboten.)

Ich bedauere aufs tiefste alle die armen Menschen, die an Schlaflosigkeit leiden. Es ist entsetzlich, sich auf seinem mehr oder weniger harten Lager hin- und herzuwälzen und in die schwarze Nacht hineinzustarren, während das Herz klopft, als wollte es zerspringen, und das Gehirn von all den unangenehmen Gedanken schmerzt, die sich darin drängen — Gedanken an das, was man im Laufe des Tages verbrochen hat. Es ist wenig angenehm, des Nachts ein Gewissen zu haben. — „Wie konnte ich auch zwei ganze Hummern verzehren?“ stöhnt der eine, — „Warum ließ ich mir das auch von Müller gefallen?“ der andere. Oder — wenn man das Unglück hat, ein weibliches Wesen zu sein: — „Warum — — ach, warum mußte ich mich Fritz mit dem großen Mückenstich auf der rechten Wange zeigen?“

Leider sind es nur traurige Gedanken, die einem in schlafloser Nacht Gesellschaft leisten. Sollte es einem gelingen, einen angenehmen Gedanken zu erwischen — flugs schläft man ein und träumt von Hinrichtungen oder ähnlichen Dingen, die ganz und gar nicht erfreulich wirken.

Ja, es ist entsetzlich, nicht schlafen zu können. Ein Bekannter von mir litt vor einiger Zeit an Schlaflosigkeit. Er befand sich schon in nächster Nähe des schrecklichen Wahnsinns, und ich hatte schon seit längerer Zeit aufgehört, ihn zu besuchen, weil ich weder Nutzen noch Vergnügen davon haben konnte. Eines schönen Morgens aber kam er zu mir, strahlend von Gesundheit und Lebensmut. Er war munter und ausgelassen und lud mich zu einem delikaten Frühstück ein. . . .

Die Sache war nämlich folgende. Er hatte in der vergangenen Nacht den Kopf zufällig mit solcher Heftigkeit gegen den Nachttisch geschlagen, daß er das Bewußtsein verlor. Auf diese Weise war es ihm gelungen, auf einige Stunden ungestört zu schlafen. Er fand das Mittel vorzüglich, und gegenwärtig schlägt er jeden Abend, sobald er das Abendblatt gelesen und seine Abendzigarre geraucht hat, keck und hoffnungsfroh und mit außerordentlicher Kraft seinen Kopf gegen den Nachttisch. Und nun ist er vollkommen normal. Er hat nur ein wenig Kopfschmerzen am anderen Vormittag.

Wie ich schon sagte, bedauere ich aufs tiefste alle die armen Menschen, die der Wohltat des Schlafes entbehren müssen. Aber es gibt auch Leute, die mit ihrer Schlaflosigkeit prahlen und sich ihrer rühmen, als wenn sie ihnen neue Kräfte verleihe. Solche Leute sind mir verdächtig.

Tante Berta z. B. blüht wie eine Rose oder wenigstens wie eine Georgine, und sie führt eine ganz besonders tätige Lebensweise des Tages, indem sie mit unglaublicher Energie ihre Zeit intimen Familienverhältnissen anderer Leute widmet. Kein Mensch vermöchte zu glauben, daß Tante Berta nicht schlafen kann. Aber sie behauptet es. Sie versichert, daß sie die ganze Nacht nicht ein Auge zutut. Ich kann sie natürlich nicht kontrollieren. Merkwürdig wäre es allerdings nicht, wenn der Gedanke an alle ihre Sünden sie nicht schlafen ließe, aber ich muß offen gestehen, daß ich starke Zweifel in die Wahrheit ihrer Angaben setze. Diese Zweifel sind in letzter Zeit noch bedeutend gesteigert worden, seit ich Gelegenheit hatte, einen solchen Fall selbst kontrollieren zu können.

Ich habe — oder besser — ich hatte einen alten Freund, der auch immer damit prahlte, des Nachts nicht schlafen zu können. Ja, er ist im allgemeinen auch wirklich so träge und schlapp und unfähig zu jeder ernsten Arbeit, daß ich mich einige Zeit versucht fühlte, ihm zu glauben. Aber der Zufall wollte es, daß ich eines Nachts in demselben Zimmer schlafen mußte wie er, und da . . .

Ich erfreue mich im allgemeinen eines ruhigen und gleichmäßigen Schlafes, aber diese Nacht war es mir ganz unmöglich, auch nur ein Auge zu schließen. Kornelius — so heißt er — schnarchte nämlich auf eine Weise, die langjährige Gewohnheit und Erfahrung verriet.

Ich lag still da und hörte ihm ein paar Stunden zu, dann sagte ich, so ruhig und freundlich, wie es mir nur möglich war:

„Höre mal, Kornelius, bitte, schnarche doch nicht so schauderhaft . . .!“

Kornelius schnarchte ruhig weiter . . .

Eine Weile darauf sagte ich etwas lebhafter:

„Höre auf zu schnarchen, Kornelius . . .!“

Kornelius schnarchte ruhig weiter. . . .

„Ruhe, Kornelius!“ schrie ich etwas später mit einer Stimme, die bewirkte, daß das ganze Stadtviertel sich im Bette umdrehte und ärgerlich schimpfte. . . .

Kornelius schnarchte ruhig weiter. . . .

Ich zündete Licht an und sah ihn mit geschlossenen Augen und mit dem bekannten wenig schlauen Ausdruck im Gesicht liegen, den die meisten Menschen — junge Mädchen natürlich ausgenommen — haben, wenn sie schlafen, welcher aber — das muß ich zugeben — bei Kornelius stets vorhanden ist.

Ich war aufs äußerste gereizt. Ich kniff Kornelius in die Nase, knuffte ihn in die Seiten und zauste ihn bei den Haaren gleich oberhalb des Ohres. Besonders diese letztere Methode pflegt im allgemeinen eine anregende Wirkung sowohl auf verschlafene wie wache Leute zu haben. Aber für Kornelius war das nur eine Kleinigkeit. Die ganze Wirkung, die meine Anstrengungen auf ihn hervorbrachten, war die, daß er zuweilen eine neue und besonders originelle Lage einnahm, die sein Schnarchen noch ausdrucksvoller machte. . . . Ich bin nie so nahe daran gewesen, Selbstmord zu begehen, wie in jener Nacht.

Am folgenden Morgen fragte ich Kornelius mit feiner Ironie, wie er geschlafen habe.

„Ob ich geschlafen habe?“ sagte er und versuchte, sein Gesicht in schwermütige Falten zu legen, was aber total mißglückte. „Nein, ich habe wie gewöhnlich kein Auge zutun können . . .“

„Aber Du schnarchtest doch,“ entgegnete ich trocken. . . .

Sein Blick wurde etwas unsicher, aber gleich darauf sagte er traurig:

„Ja, siehst Du, ich schnarche zuweilen, um mir selbst einzubilden, daß ich schlafe, aber es gelingt mir niemals!“

„Ich glaube beinahe, Du täuschst Dich,“ sagte ich ebenso trocken wie vorher.

Kornelius geriet darauf in Wut:

„Ich — habe — kein — Auge — zugetan — seit — drei — Monaten, — höööörst — Du — nicht, — was — ich — saaaaage — — — !!!“

„Du bist ein Aufschneider, Kornelius!“ entgegnete ich mit einigermaßen beherrschter Leidenschaftlichkeit. . . .

Ja, und nun war es aus mit unserer alten Freundschaft. Wir grüßen uns jetzt nicht einmal mehr, wenn wir uns begegnen. Ich will aber nicht behaupten, daß mir das besonders zu Herzen ginge, denn ich kann es nicht leiden, wenn Leute umherlaufen und mit ihrer Schlaflosigkeit prahlen und schwindeln.

Ich hoffe, Tante Berta liest dies hier. . . .

Allerlei.

Vom Eisenbahnzug überfahren. Als der in Fellhammer stationierte Oberbahnmeister Schippmann die Strecke Fellhammer-Gottesberg revidierte, wurde er vom Zuge erfaßt und überfahren. Der Körper ist in zwei Teile zerschnitten worden.

Totschlag wegen einer Ohrfeige. In Spielberg nahe dem Gnadenort Altötting in Oberbayern gab ein Bahnarbeiter einem Kollegen im Streit eine Ohrfeige. Der Geschlagene rannte in sein Zimmer, holte sein Messer und stach den Arbeitskameraden nieder, um alsdann ruhig zu Bett zu gehen.

„Also, liebes Kind —"

„Ja, Mama . . ."

„Du hast einen Wunsch, einen recht großen?"

„Ja, aber . . . du weißt gar nicht, Mama . . . ich kann es kaum sagen —"

„Soll ich dir helfen? Ja? Also Schmuck hast du, Kleider auch, Taschengeld, so viel du willst, nicht wahr? Du machst dir nichts aus Kinkerlitzchen. Dein Herz hat größere, sehr große Wünsche . . ."

„Ach ja, Mama!" rief Hedwig freudig.

„Du bist ein Kind der modernen Zeit," fuhr Frau Marie warm fort, „einer Zeit, in der die Frau von den Banden alter Vorurteile befreit ist, in der sie sich regen und bewegen, sich als Individuum betätigen kann."

Hedwig blickte etwas verständnislos die Mutter an.

„Du hast viel Verstand, mein Kind," sprach Frau Marie weiter, „und auch Talent, zur Musik, zur Malerei. Und nun, nicht wahr, liebe Hedwig? Ich errate es. Du willst Künstlerin werden? Nicht wahr?"

„Aber nein, liebste Mama!" rief Hedwig in klaglichem Tone.

„Wie? Nein? Du willst nicht — —?"

„Aber gar nicht, Mama! Ich habe ja gar nichts Künstlerisches an mir."

„Ja, was wolltest du denn eigentlich?" fragte Frau Marie bestürzt.

„Ach, Mama, Mama!" sagte Hedwig weinerlich. „Du verstehst mich auch gar nicht."

„Mein Himmel! Kind — so sprich doch; was ist es denn?"

„Nun, Mama, ich . . . ich . . . ach! Ich bin so unglücklich!" Und sie brach in ein jammervolles Schluchzen aus.

Frau Marie war fassungslos. Sollte irgend ein Unglück geschehen sein?

„Aber Hedwig, Kind!" flehte sie, „so sage doch . . . so rede!"

Hedwig lehnte ihr tränennasses Gesicht an die Schulter der sorgenden Mutter.

„Ach Mama," schluchzte sie leise, „ich liebe ihn so sehr."

Frau Marie sprang heftig auf.

„Du liebst . . . Du? Wen denn?"

„Aber Mama! Kannst du es denn nicht erraten? Adolf, natürlich Adolf Stehr . . . den Einzigen, den Besten . . ."

„Ja, ja, ja!" sagte Frau Marie ärgerlich, enttäuscht. Aber sie lachte resigniert auf.

Und sofort verschwand der weinerliche Ausdruck aus dem Gesicht Hedwigs, und es strahlte in eitel Entzücken.

„Morgen wird er kommen und euch fragen und ihr sagt ja — bitte, bitte, Mamachen, süßes Mamachen! Ihr sagt ja!"

Und Frau Marie sagte ja. Wie konnte sie auch anders? Ihr Mann war einverstanden, ihr Kind war glücklich. Was wollte sie noch mehr? Am folgenden Tage, an Hedwigs Geburtstag, hörte sie es recht oft, „wie glücklich sie war in dem Glücke ihrer Tochter."

Und schließlich glaubte sie es auch.

„Na, nun ist „die Zukunft" des Kindes gesichert," sagte am Abend Herr Seiler. „Du siehst, deine Sorgen waren überflüssig. Nun sind wir einig, nicht wahr?"

Ja, sie waren wieder einmal einig. Das „Kind" hatte sich ja selbst den „Beruf" gewählt.

*

Er hat ein Recht darauf.

Ein Lehrer in einem Landstädtchen erzählt folgende drollige Geschichte:

„Es ist gewöhnlich sehr schwierig, Eltern zu überzeugen, daß bei ihren Sprößlingen die Rute nicht gespart werden darf. Umso erfrischender wirkte daher ein kleiner Vorfall auf mich, den ich kürzlich erlebte.

Ich hatte einem sehr widerspenstigen Schüler eine kleine Züchtigung zuteil werden lassen und erhielt am Nachmittag den Besuch von dessen Vater. In sehr aufgebrachtem Ton rief der Herr, ein sehr reicher Fabrikant: „Wie ich höre, haben Sie heute morgen meinen Jungen durchgehauen, Herr Dr. Besserer!"

„Allerdings, Herr Knopfmacher," erwiderte ich, „aber die Züchtigung war nur eine ganz leichte."

„Das ist's ja gerade, worüber ich mich beklage," erklärte er ganz empört, „Sie hätten ihn ganz anders hauen müssen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, Herr Doktor, daß ich einer der größten Steuerzahler am Ort bin, daß mein Junge also mindestens dasselbe Recht hat, ordentliche Dresche zu kriegen, wie andere Jungen. Also, wenn's wieder ist, bitte ich um eine ordentliche Portion, verstanden? Sonst kriegen Sie's mit mir zu tun. Adieu, Herr Doktor."

*

Welt und Zeit.

„Kaufmanie." Ein eigenartiger Fall einer geistigen Erkrankung wird aus Neuyork berichtet. In Brooklyn lebte bis vor vier Jahren eine Witwe Mrs. Marry King, die an der „Kaufmanie" litt und zuletzt in ein Sanatorium gebracht werden mußte, wo sie inzwischen gestorben ist. Ihr großes Haus war vom Keller bis zum Boden mit allen möglichen Waren angefüllt, die sie, einem unwiderstehlichen Triebe folgend, zusammengekauft hatte. Die Krankheit begann vor 20 Jahren nach dem Tode ihres Mannes. Sie schloß ihr Haus ab und ließ die Fenster vergittern, und den ganzen Tag und das ganze Jahr hindurch war sie damit beschäftigt, Einkäufe zu machen. Ihr Mann hatte ihr ein Vermögen von 1 600 000 Mark hinterlassen, das sie völlig aufbrauchte. Als die Testamentsvollstrecker ihr Haus betraten, fanden sie allerhand Waren im Werte von 1 Million Mark vor, kostbare Spitzen, Pelze, Seidenstoffe, prächtige Kleider, Metallwaren und sehr viel ganz wertloses Zeug. In allen Zimmern fand man Paket auf Paket gestapelt, und an jedem war die Rechnung angeheftet. Die Dame lebte in ihrem „geheimnisvollen Hause", wie es bei den Nachbarn hieß, ohne Dienerschaft und wurde allgemein für sehr sparsam gehalten.

*

Humor.

Der beste Beweis. Leutnant von Lobezich: „Kennen Sie meinen Vater, gnädigstes Fräulein?"

Fräulein von Liebetraut: „Leider habe ich noch nicht das Vergnügen gehabt. Ihr Herr Vater wird von allen, die ihn kennen, als ein äußerst liebenswürdiger, einfacher und bescheidener Herr geschildert."

Leutnant von L.: „Stimmt auffallend! Und wie bescheiden mein Vater ist, können Sie daraus ersehen, mein gnädigstes Fräulein, daß er sich niemals rühmt, mich zum Sohn zu haben. Ist doch der beste Beweis, äh?"

*

Ach so! Junger Schauspieler: „Nun, wie hat Ihnen mein Hamlet gefallen, Herr X.?"

X., langjähriger Theaterbesucher: „Ach so! Das war Ihr Hamlet? Drum! Mit dem Shakespeareschen hatte er auch wirklich gar keine Aehnlichkeit!"

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 44.

Zwei Geburtstage in Feindesland.

Militär-Humoreske von Hans Wladimir.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wir legten die Hand an die Mütze — er dankte und jagte davon, wie der wilde Jäger. —

„An die Gewehre! Gewehre in die Hand! Das Gewehr über! Ohne Tritt, marsch!"

Kurztretend, damit der Zug, der die Avantgarde bildete, den erforderlichen Vorsprung erhielt, setzte sich die Truppe in Marsch. Ich hatte dem Leutnant v. Köhlbrandt die Führung der Arrièregarde übertragen und ihm eingeschärft, scharf aufzupassen, falls er den Ton meiner Signalpfeife hören sollte, „weil dann ein direkter Befehl von mir zu erwarten sei." — Fitzek übernahm die Kompagnie. Ich ritt neben ihm.

„Nun?" fragte er, „wie wird es gehen?"

„Schlecht, Kerlchen," gab ich ihm zur Antwort, „er rennt mit sehenden Augen in sein Unglück. Es ist ja ein veritabler Unsinn, die linke Flanke als gesichert zu betrachten, wer garantiert ihm das? Ja, wenn er Verbindung hätte mit dem angeblichen, tatsächlich doch nur in der Idee existierenden, benachbarten Truppenteile! Davon ist aber kein Wort erwähnt in der Spezial-Idee. — Schließlich könnte ja auch diese supponierte Truppe vom Feinde geworfen sein und die Verbindung damit verloren! Und wie kann er sich darauf kaprizieren, daß der Feind vor uns sein muß? Wer weiß denn das? Denk an mich, Sternberg faßt ihn in der linken Flanke," schloß ich meinen Sermon. „Na, adieu, ich reite vor, an die Tête des Gros, paß nach links ein bißchen auf, wenn du auch schon keine Patrouillen nach der Richtung schicken sollst."

Flott trabend, ritt ich bei den marschierenden Sektionen der Zwölften vorbei und hatte bald den Vortrupp erreicht. Dort traf ich meinen Leidensgenossen, den Leutnant von Geist.

„Was meinen Sie zu der Geschichte?" wandte sich dieser mir zu, „mir ist ganz unheimlich geworden bei den Auseinandersetzungen des Herrn Hauptmann Ekel. Wir marschieren ja rein in das Blaue hinein, — mit der angeblich gedeckten linken Flanke."

„Ja, mein lieber Geist," gab ich ihm zur Antwort, „mir ist auch unheimlich. Aber sagen darf man ihm ja nichts, denn er wird gleich grob — Sie kennen ihn doch auch!"

„Sie haben recht, Bromlewski, er verträgt keine Einrede, nicht einmal eine Frage, es ist wie im Lohengrin:

Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt und wie mein Nam' und Art. —

Doch da kommt er zurück!"

Und richtig! Da kam er angesaust, „daß Kies und Funken stoben und Roß und Reiter schnoben":

„Meine Herren, ich hatte recht mit meiner Annahme," kam es in großer Erregung von seinen Lippen. „Der Feind ist vor uns! Leutnant v. Geist, bitte, lassen Sie den Vortrupp schwärmen, ziehen Sie die Avantgarde als Soutien heran! Leutnant Bromlewski, bitte das Gros entsprechend zu dirigieren. Es bleibt alles im Vorrücken! Passen Sie nach rechts gut auf! Es sind doch Seitenpatrouillen in der rechten Flanke?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Wollen Herr Hauptmann mir nicht gestatten, daß ich jetzt noch die linke Flanke aufklären lasse?" setzte ich fragend hinzu.

„Nein! Es ist nicht nötig! Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt! Daß wir beide uns auch gar nicht verstehen können!"

„Na, denn nicht!" dachte ich und ritt zum Gros. —

Das Feuergefecht in der Schützenlinie hatte begonnen. Ich war mit dem Gros von der Chaussee heruntergegangen. Dies stand, in Halbzügen aufmarschiert, auf einem rechts vom Wege belegenen Brachfelde. Die Chaussee lag jetzt in einer erheblichen Steigung, ihre Böschung gewährte mir vorzügliche Deckung in meiner linken Flanke, von vorne konnte ich nicht eingesehen werden, weil der vorliegende Bergrücken, auf dessen Höhe die Schützen unter Feuer lagen, mich den Beobachtungen entzog; rechts lag alles auf volle Sehweite klar vor mir. Ich befand mich somit in einer ganz vortrefflichen Stellung und durfte jeder Eventualität mit Ruhe entgegensehen. —

Ich war etwas vorgeritten und konnte beide Schützenlinien, sowohl die eigene, als die feindliche, sehr gut überschauen: Der Premierleutnant v. Hapendieck, gleichfalls hoch zu Roß, war der feindliche Avantgardenführer; er zeigte sich bald hier, bald dort; der Hauptmann v. Sternberg war nirgend zu sehen, auch die hohe Kritik blieb unsichtbar, mir schwante nichts Gutes.

„Sternberg ist dort, wo die Entscheidung bevorsteht!" Das fuhr mir durchs Gehirn. Im selben Augenblick sehe ich die stolze Reiterfigur unseres Brigade-Kommandeurs, gefolgt von seinem Adjutanten, am Horizonte auftauchen, er reitet im Bogen um die beiden Schützenlinien herum und bleibt auf der Höhe des Bergrückens kurze Augenblicke halten. Mit seinem Adlerblick umfaßt er die ganze Gefechtslage und die Situation, dann wendet er sein Pferd halbrechts und reitet langsam in unserer linken Flanke weiter.

Vor mir wird das Schützenfeuer lebhafter. Premier-Leutnant v. Geist zieht das Soutien in die Feuerlinie vor.

Hauptmann Ekel rast auf mich zu. Ich weiß, was er will, und ehe er heran ist, gehen schon drei Halbzüge unter Fitzek im Laufschritt zur Unterstützung der Schützenlinie vor. Der Hauptmann, welcher sieht, daß ich das Gefecht vor mir verfolge, reißt sein Pferd wieder herum und presch zurück.

Und ich? Instinktmäßig den Kopf nach links wendend, sehe ich in breiter Front, kaum 500 Schritte von der Chaussee entfernt, die feindlichen Helmspitzen hinter dem Bergabhange auftauchen.

Im Nu reiße ich mein Pferd herum. Die Signalpfeife ist an dem Munde. Ein schriller, langgezogener Pfiff, noch ein kurzer hinterher — ! Leutnant v. Köhlbrandt wender den Kopf mir zu — ich deute mit dem Säbel nach der linken Flanke — er versteht! Wie der Blitz hat er die Arrièregarde links schwenken lassen und macht zur Salve auf den vorgehenden Feind fertig. Zu gleicher Zeit ertönt mein Kommando: „Nach der linken Flanke aufmarschiert, marsch, marsch! An die Chausseeböschung! Halt! Fertig!"

Im Moment hat das Gros die Frontveränderung ausgeführt.

Tambour battant, die Schützen in den Intervallen, Gewehr zur Attacke rechts, ersteigt die feindliche Kolonne den Höhenkamm. Nun ist sie ganz zu sehen.

„Auf die Kolonne, 250 Schritt, Feuer!" schreie ich — „Geladen! — Feuer! Geladen!"

Da tönt's: „Das Ganze halt!" Und alle Hornisten nehmen das Signal auf. —

Vor mir hält der General: „Bravo, Herr Leutnant!" Er reicht mir die Hand. Die Kompagnien sammeln sich rechts und links der Chaussee, die Gewehre werden zusammengesetzt, die Mannschaften treten heraus und brennen sich ihre Zigarren und Pfeifen an.

Der General war nach der Höhe geritten, ich hatte ihn begleiten dürfen. Von dort erschallte jetzt der Offizier-Ruf.

Von allen Seiten kamen sie herangesaust, und in kürzester Frist hielten nicht nur die bei dem Manöver beteiligt gewesenen Offiziere, nein, auch unser Regiments-Kommandeur, die Stabsoffiziere und mehrere Hauptleute des Regiments in weitem Kreise um den General.

In der nun folgenden Kritik hob der Brigade-Kommandeur hervor, in welcher überlegten Weise das Ostkorps — Hauptmann v. Sternberg — seinen Anmarsch bewerkstelligt, wie es durch glückliche Verwendung seiner Streitkräfte den Gegner über den Verbleib seiner Hauptmasse getäuscht, und wie das plötzliche Erscheinen derselben in der linken Flanke des Westkorps — Hauptmann Ekel —, was nur durch ein äußerst geschicktes Manöver und durch den Gewaltmarsch der dazu verwendeten Truppe zu ermöglichen gewesen, einen unzweifelhaften Erfolg herbeigeführt haben würde. Der Geistesgegenwart des Premier-Leutnants Bromlewski, der im entscheidenden Momente alle ihm zur Verfügung stehenden Trupps zu einer blitzschnellen Frontveränderung brachte und noch Zeit gewann, das vorrückende Ostkorps durch Abgabe mehrerer Salven aufzuhalten, ist es allein zu danken, wenn Sie, Herr Hauptmann Ekel, nicht vollständig erdrückt und aufgerieben wurden. — Ich spreche Ihnen meine volle Anerkennung aus, Herr Leutnant." —

„Das lohnt sich," raunte mir Fitzek zu, der zu Fuß herangekommen war und dicht bei mir stand.

„Die Kompagnien können in ihre Quartiere rücken," begann der General wieder, „und wir, meine Herren," dabei sah er sich lächelnd im Kreise um, „wir, denke ich, reiten auch und bitten uns bei dem Herrn Hauptmann v. Sternberg zu Gaste. Ich höre, daß Sie," und damit wendete sich der General an den Genannten, „wahrhaft fürstlich logiert sind, und denke deshalb, daß wir bei Ihnen nicht ganz schlecht frühstücken werden. Was meinen Sie, Herr Oberst?"

Die Hand an der Mütze, neigte sich dieser und entgegnete: „Gewiß, Herr General, wir sind bei Herrn Hauptmann v. Sternberg jedenfalls vorzüglich aufgehoben."

„Also, Herr Hauptmann, bitte, zeigen Sie uns den Weg," — damit setzte der General sein Pferd in Bewegung.

Die drei Herren ritten nebeneinander. In der Mitte der General, zu seiner Linken der Hauptmann v. Sternberg, zu seiner Rechten unser Oberst und Regiments-Kommandeur v. Kerstell, wir anderen, in Gruppen vereint, folgten.

„Herr General wollen tausendmal verzeihen," redete der Hauptmann v. Sternberg diesen an, „wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß der Heimweg des Herrn Generals zuerst bei dem Quartier des Herrn Leutnants Bromlewski vorbeiführt und . . ."

„Das ist ja sehr schön," unterbrach der General, „wie ist mir denn — der Herr Leutnant liegt in Cumerry? und die Franzosen nennen ihn „Vicomte de Cumerry" — mich deucht, ich las so etwas in der „Gazette Libre" — wie ist das denn eigentlich gekommen?"

„Der Herr Leutnant hat einen alten, abgebauten Steinbruch in einen niedlichen Garten, in eine kleine Parkanlage umgewandelt."

„Nanu? Wie hat er denn das fertig bekommen?"

„Er hat, mit Genehmigung der Ortsbehörde, eine an den Steinbruch grenzende Anhöhe teilweise abgegraben, das erhaltene Material zur Einplanierung des Steinbruchs verwendet, dann Mutterboden aufgebracht, Wege hindurchgelegt, Sträucher und Blumen, selbst einige größere Bäumchen gepflanzt und ein niedliches Zelt aufgestellt. Die ganze Anlage ist mit einem Drahtzaun umgeben, der Eingang durch ein Drehkreuz geschützt."

„Das muß ich sagen, Herr Oberst," — der General wendete sich an diesen, „darin liegt doch großer Schneid. Verwandelt den Steinbruch in einen Park, verschönert den Franzosen ihre Gegend! Ist ja eine hervorragende Leistung! Das muß ich loben, das verdient Nachahmung! Sind Sie nicht auch meiner Ansicht?"

„Ganz gewiß, Herr General," beeilte sich der Oberst zu erwidern, „es hat nur nicht jeder das Zeug dazu. Bromlewski ist ein geborener Ingenieur, so gut wie er Soldat ist, mit Leib und Seele."

„Ich muß mir das ansehen," begann der General von neuem, „seinen Park muß er mir zeigen."

„Herr General," nahm der Hauptmann v. Sternberg wieder das Wort, „der Herr Leutnant Bromlewski ist auch sehr gut logiert und außerordentlich gastfrei; er hält für seine Gäste stets etwas Besonderes bereit; auch darin ist er unübertrefflich: im Handumdrehen hat er ein opulentes Déjeuner oder Diner arrangiert. Ich spreche aus Erfahrung."

Der General brach in ein herzliches Lachen aus: „Das ist köstlich! Sagen Sie mal, mein lieber Herr Hauptmann, Sie wollen sich wohl um das Frühstück herumdrücken und mich auf gute Manier loswerden?"

„Verzeihung, Herr General! Nein, nein! Es ist gewiß eine große Auszeichnung für mich, den Herrn General, den Herrn Oberst und die anderen Herren bei mir zu sehen — ich wollte mir nur erlauben, anzudeuten, daß das Quartier des Herrn Leutnants fast eine Meile näher liegt als das meinige, und daß er, dank seiner bekannten Gastlichkeit, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach zum Empfang zahlreicher Gäste besser vorbereitet sein dürfte als meine Wenigkeit. Herr General könnten auch — es ist ja ein wundervoller Frühlingstag heute — in der neuen Parkanlage sich aufhalten."

„Das ist allerdings richtig," erwiderte der Angeredete launig, „ich könnte in diesem Falle das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Glauben Sie, Herr Oberst, daß wir ohne Gewissensbisse bei dem Herrn Leutnant Bromlewski einfallen können?"

„Unbedingt!" war die sofortige Antwort des Regiments-Kommandeurs, „seine außerordentliche Gastfreundschaft ist mir auch noch in guter Erinnerung."

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die Würde der Kunst, die Wirkung des persönlichen Glaubens an künstlerische Ideale, das Streben zu ihrer Verwirklichung und schließlich der Geist über dem Ganzen, der Stil — das muß gehoben und gefördert, nicht aber verstoßen und vernachlässigt werden.

Ludwig Hartmann.

Ihr Beruf.

Skizze von Alice Stein.

(Nachdruck verboten.)

In seinem behaglichen schönen Speisezimmer saß das Ehepaar Seiler. Er rauchte seine Zigarre stillschweigend zu Ende und blickte dann auf seine Frau, die ohne viel Interesse in einem Buche blätterte und ab und zu ein paar Zeilen las. Sie fühlte, daß er sie ansah und legte das Buch fort.

„Ach ja, Wilhelm, ich wollte noch mit dir sprechen."

„Na, was denn, Kind?"

„Es ist wegen Hedwig, weißt du! Uebermorgen ist ihr Geburtstag und —"

Er unterbrach sie: „Liebe Marie, ich dachte, du hättest etwas Wichtiges. Aber mit dem Geburtstag, sieh mal, das arrangierst du wirklich ganz allein so hübsch, und ich bin so sehr müde jetzt — also vielleicht bis morgen."

„Nein, Wilhelm! Es hat nicht bis morgen Zeit. Ich will Ernstes mit dir besprechen: Hedwigs Zukunft."

„Aber um Gottes willen, liebste Marie! Ich bin wirklich sehr abgespannt. Den ganzen Tag über mit den Geschäften im Bureau, nun kommst du mit solchen Fragen. Das Mädel wird achtzehn Jahre, nicht wahr? Na also!"

Sie hatte ihn zu Ende sprechen lassen, aber es war ihr schwer gewesen. Sie stand erregt auf. „Du hast niemals Zeit für mich, mein lieber Wilhelm" — diese Anrede war stets ein Ausdruck großer Gereiztheit — „und ich muß doch davon reden. Ich weiß, du denkst, wie meine Eltern dachten und wie alle reichen, guten Leute hier in Hamburg: Wenn das Mädchen achtzehn oder neunzehn Jahre alt ist, dann wird sie einen braven Mann heiraten, dann ist die Sache erledigt. Sie hat Sprachen gelernt, sie spielt sehr hübsch Klavier und sie wird kochen lernen. Aber das ist mir nicht genug. Wir sind wohlhabend, um so besser — aber das Kind soll einen Beruf ergreifen."

Johann Wilhelm Seiler erhob sich und sah seine Frau verwundert an. „Liebe Marie," sagte er ruhig, „du bist eine kluge Frau. Wenn ich auch nicht ganz verstehe, wozu du dich so unnötig erregst, so werden wir uns natürlich, wie immer, so auch hierin einigen. Wenn Hedwig den Wunsch hat, irgend etwas Besonderes zu erlernen, so will ich nichts dagegen haben. Wenn du willst, werden wir mit ihr darüber reden. Du wirst sehen, sie will nicht Seiltänzerin werden oder Schauspielerin oder sowas. Sie weiß ganz genau, was der eigentliche Beruf der Frau ist. Ja, — na, ich denke, wir haben uns nun geeinigt. Nicht wahr?"

Frau Marie antwortete nicht.

„Also nun gute Nacht, nicht wahr?"

Sie stand am Fenster und sah in den dunklen Garten hinab.

„Ja, ja, Wilhelm, gute Nacht!" antwortete sie zerstreut.

Sie konnte nicht einschlafen. Es war lächerlich, aber sie hatte wirklich Eile mit diesem Gespräch gehabt. Und er — er war wieder müde gewesen. War ihm denn nie der Gedanke gekommen, daß Hedwig denn doch etwas mehr sein sollte und könnte, als ihre Freundinnen, als die anderen Durchschnittsfrauen? Sie selbst, als sie noch Mädchen war, hatte für sich recht große Pläne und Wünsche gehabt. Freilich, es waren Pläne und Wünsche geblieben. Sie hatte studieren wollen, aber die Eltern hätten es nie zugegeben. Sie wollte zur Oper gehen, denn sie hatte eine schöne Altstimme. Aber sie hätte nie gewagt, ihrem Vater auch nur eine leiseste Andeutung zu machen. Es war ja auch unmöglich. Aus dieser Umgebung heraus auf die Bühne! Dieser Unterschied in den Verhältnissen! Die reichen Eltern würden ihre einzige Tochter nie aus dem Hause gegeben haben, und nun gar zum Theater! In diesen Sündenpfuhl! Da hatte Maries Schulfreundin, die jetzt Malerin war und in Berlin lebte, ganz recht, wenn sie sagte: „Hier bei euch ist alles so gediegen, die Einrichtung und die Dienstboten, alle schon acht oder gar zwölf Jahre im Hause, und sogar die Gesinnungen!" Und die hübsche, noch immer scharfzüngige Person hatte gelacht. Ja, die war so jung geblieben, sie war nicht verheiratet und sie fühlte sich sehr befriedigt von ihrem Beruf.

Und Marie — sie selbst? Es gab eigentlich nichts mehr, worauf sie sich freute. Es war so alles fertig in ihrem Leben. Was sollte noch kommen? Sie hatte sich als Mädchen alles ganz anders gedacht in der Ehe. Es war ja alles sehr ruhig verlaufen, aber was sie am meisten störte, war, daß er sich immer mit ihr „einigen" wollte. Nur war es keine „Einigung", wenn einer dem andern zu Gefallen „ja" sagte.

Wie sie schon das Wort haßte, das er immerfort im Munde führte! Geeinigt, das hieß, sie mußte nachgeben, immer, immer. Szenen konnte sie ihm nicht machen, weinen und Ohnmachtsanfälle und dergleichen Mittel verschmähte sie. Und wenn sie geglaubt hatte, in der Ehe mehr Meinung haben zu dürfen, als zu Hause, so hatte sie sich geirrt. Er ließ ihr Freiheit in vielen Stücken, aber wenn er an etwas gewöhnt war, oder etwas ihm sehr gefiel, so konnte ihn nichts davon abbringen. Und dabei blieb er immer gleich liebenswürdig und freundlich.

Allerdings, wie viele beneideten sie um ihren Reichtum, ihr sicheres und zufriedenes Leben. Ja, zufrieden . . . War sie es denn? Sie fühlte eine Leere in sich, einen fortwährenden Tatendurst, der durch dieses tägliche Einerlei nie gestillt werden konnte.

Und in dieser Leere, die sie empfand, in diesem Verschmachten, sollte ihr Kind, ihre geliebte Hedwig, nicht das Leben verbringen. Sie sollte selbständig werden, auf eigenen Füßen stehen. Wenn sie den Wunsch hätte, zu studieren, wie sie selbst es einst so gern gewollt! Jetzt war das ja nicht mehr etwas Außergewöhnliches. Oder, sie sang reizend — sie würde zur Oper gehen. Sie würde das Kind vor Gefahren schon behüten.

Und morgen wollte sie Hedwig fragen, ob sie den großen Wunsch habe, und dann würde sie es hören, gewiß etwas Großes!

Am nächsten Morgen, als die Familie Seiler beim Frühstück saß, begann Frau Marie:

„Also Hedwig, Papa und ich haben gestern darüber nachgedacht, womit wir dir zum Geburtstag noch eine große Freude machen können."

Das junge Mädchen wurde rot.

„Ja, Mamachen, ich wüßte schon etwas, aber —"

„Kinder, um Gottes willen, macht das nachher ab, wenn ich fort bin," unterbrach Herr Seiler seine Tochter. Er ahnte unliebsame Erörterungen. Und so verschob man die Sache. Hedwig schien es auch nicht so eilig zu haben. Frau Marie aber hatte keine Ruhe. Das Kind hatte augenscheinlich einen großen Wunsch und fürchtete nur des Vaters Ansicht. Natürlich des Vaters — die Mutter, die würde sie schon verstehen.

Herr Seiler ging fort. Marie und Hedwig blieben allein. Wie auf Verabredung schwiegen sie, bis das Mädchen den Tisch abgeräumt und das Zimmer verlassen hatte.

Nun fing Frau Marie an: